

Dieter Hoffmann:
Walther von der Vogelweide:
Minnesänger, Dichterphilosoph, Vagabund
Ein Blick auf Leben und Werk des Dichters
Mit neuen Nachdichtungen



Walther von der Vogelweide, der ungefähr von 1170 bis 1230 gelebt hat, ist vor allem als Minnesänger bekannt. Er hat aber auch einige eher philosophische Gedichte geschrieben und sich aktiv in das politische Leben seiner Zeit eingemischt. – Ein neuer Blick auf Walther auf der Basis dichterischer Zeugnisse, die uns dem Menschen hinter den Gedichten näherbringen.

Über dieses Buch:

Das Werk Walthers von der Vogelweides ist zweifellos ein Meilenstein in der Geschichte der deutschsprachigen Literatur. Aber wie hat dieser Dichter und Minnesänger gelebt? Welche Wechselbeziehungen gibt es zwischen seinem Leben und den gesellschaftlichen Entwicklungen jener Jahre?

Die vorliegende Studie geht diesen Fragen in zwei Teilen nach. Teil 1 zeichnet Walthers Leben und seine Geisteshaltung auf der Grundlage seiner dichterischen Zeugnisse und zentraler Ereignisse seiner Zeit nach. Teil 2 widmet sich speziell den verschiedenen Spielarten des Minnesangs, mit denen Walther von der Vogelweide diese Kunstform bereichert hat.

Beide Teile geben der dichterischen Selbstaussage Walthers viel Raum. Diesem Zweck dienen auch moderne Übertragungen exemplarisch ausgewählter Verse des Dichters ins Neuhochdeutsche. Vielfach wird dadurch deutlich, dass dieser Minnesänger und Dichterphilosoph uns als Mensch näher ist, als der zeitliche Abstand vermuten lässt.

Auf *Literaturplanet zum Hören* werden die Beiträge des Bandes auch als Podcast angeboten.

Informationen über den Autor finden sich auf seinem Blog (rotherbaron.com) oder auf Wikipedia.

Cover-Bild: Walther von der Vogelweide mit für sein Leben wichtigen Herrschern seiner Zeit

Mitte: Abbildung Walthers von der Vogelweide in der Großen Heidelberger (Manessischen) Liederhandschrift

Herrscherporträts:

1. links vorne: Landgraf Hermann I. von Thüringen; Bild abgeleitet von einem Mosaik aus dem Jahr 1903 im U-Bahnhof Richard-Wagner-Platz, ursprünglich im Hotel "Bayernhof" (Potsdamer Straße), 1975 umgesetzt; Foto von Axel Mauruszat

2. bis 4.: Idealisierte Darstellungen aus dem Kaisersaal des Frankfurter Rathauses ("Römer"); Bestand des Historischen Museums Frankfurt/Main; von links nach rechts:

Philipp Veit (1793 – 1877): Friedrich II. (1840)

Alfred Rethel (1816 – 1859): Philipp von Schwaben (um 1842)

Moritz Daniel Oppenheim (1800 – 1882): Otto IV. (1839)

alle Bilder von Wikimedia commons; diese und die weiteren Collagen in dem Buch mit Hilfe von *Fotor* erstellt

Inhalt

(Gedichte kursiv und in eckigen Klammern)

Vorwort	10
Walther von der Vogelweide – ein "zu Ende erforschter" Dichter?	10
Die Vertrautheit des Fremden	11
Die Fremdheit des Vertrauten	11
Zu Nachdichtungen und Zitierweise in diesem Band.....	12
Aufbau des vorliegenden Bandes.....	13
I. Dichterphilosoph und Vagabund	15
Wer war Walther von der Vogelweide? <i>Porträt eines Phantoms</i>	16
<i>[Falsches Lächeln]</i>	17
Aktualität der Verse trotz zeitlicher Distanz.....	18
Eine Brücke in eine andere Zeit.....	18
Rätselhaftigkeit der Person Walthers.....	19
Detektivische Recherchen zu Walthers Herkunft.....	20
Eine spekulative Lebensgeschichte	21
Jugendjahre am Wiener Hof	22
Ein Leben im Schatten der Macht.	
<i>Zeitgeschichtliche Hintergründe von Walthers Biographie</i>	24
<i>[Wohin sind sie entschwunden, alle meine Jahre?]</i>	25
Walthers Lebensabend – ein weiteres Rätsel seiner Biographie	26
Ortswechsel Walthers infolge des deutschen Thronstreits	27
Unterstützung Philipps von Schwaben beim Kampf um die Krone.....	28
Walther am Hof des Landgrafen von Thüringen.....	29
Der "Spießbratenspruch"	30
Bruch mit Philipp von Schwaben	31
Walther zwischen Otto IV. und Friedrich II.....	32
Hinwendung zu Friedrich II.	34

Geldnöte eines fahrenden Sängers. Walthers materielle Dauerkrise	35
<i>[An Friedrich II.]</i>	36
Der "arme Poet" – damals und heute	37
"Geldbeschaffung" – keine einfache Sache für einen Minnesänger	38
Abhängigkeit von der Mildtätigkeit der Machthabenden	39
Ein Lehen als Existenzsicherung. Der lange Weg zum späten Glück	41
<i>[Ich habe mein Lehen!] (Lehensdank)</i>	42
Existenzsicherung am Lebensabend	43
Dichterische Belege für Walthers Leiden an seinen materiellen Nöten .	43
Loblieder auf die Freigiebigkeit	45
Heikle Unmutsäußerungen	46
Ein Lehen als Tor in ein neues Leben	48
Als Feingeist unter Rittern. Alltagsprobleme eines mittelalterlichen	
Dichters	49
<i>[Am Thüringer Hof] (Thüringer Hofschelte)</i>	50
Walther als Dichterkönig	51
Der Sänger und die Säufer	51
Ein trinkfreudiger Kunstförderer	53
Sarkastische Verse gegen einen Pferdemord	53
Musikalischer Gedichtvortrag	55
Arbeitsbedingungen eines mittelalterlichen Dichters	56
Problematische Überlieferungsgeschichte der Werke Walthers	57
Sommerträume in der Winterhöhle. Die Realität des Winters	
und die Kraft der dichterischen Imagination	59
<i>[Winterlied]</i>	60
Der Winter – einst und heute	62
<i>Unberechenbarkeit des Winters</i>	63
<i>Unzureichende Lebensmittelversorgung</i>	63

<i>Schwierige Körperhygiene</i>	63
Der Winter als Analogie zur Hölle	64
Der Winter als Spiegel sozialer Ungleichheit	64
Winterblues und Frühjahrsrausch. Walthers Naturlyrik	
<i>als Spiegel des Alltagslebens</i>	66
<i>[Mailied]</i>	67
Der Zauberstab des Frühlings	69
Lange Wintertage auf mittelalterlichen Burgen.....	70
Brettspiele in "anrühiger" Umgebung	71
Stärkere soziale Kontrolle im Winter	72
Frühlingseuphorie	72
Äußerer und innerer Reichtum. Walthers Warnungen	
<i>vor der Bindung an irdische Güter</i>	74
<i>[Die Fallstricke des Besitzes]</i>	75
Ein Bescheidenheitsappell als Trotzreaktion eines armen Sängers?	76
Janusköpfigkeit irdischer Güter.....	76
<i>[Fruchtloser Reichtum]</i>	77
Soziokulturelle Hintergründe von Walthers Reichenkritik.....	78
War Walther ein Revoluzzer?	79
Wie soll man leben auf dieser Welt? Walthers Friedensappell	
<i>in seiner "Reichsklage"</i>	80
<i>[Klagelied] (Reichsklage)</i>	81
Kein innerer ohne äußeren Frieden	82
Das Gedicht vor dem Hintergrund des mittelalterlichen Fehdewesens .	83
Aktualität von Walthers Versen	84

Der Papst als Antichrist. Walthers Papst- und Kirchenkritik	86
<i>[Der neue Judas]</i>	87
Der Papst als Verräter der Christenheit	88
Zentrale Aspekte von Walthers Kirchenkritik.....	88
Walthers Position im Machtkampf zwischen Papst und Kaiser	91
Persönliche Motive für Walthers Papstkritik	92
Der Papst als Teufelsbündler	93
Das stumpfer werdende Schwert des Kirchenbanns	94
Prophetische Walther-Verse	96
II. Walther als Minnesänger	97
Die Verehrung der Unerreichbaren. Zu Ursprung und Funktion des Minnesangs	98
<i>[Gepriesen sei die Stunde]</i>	99
Eine zeitlose Liebeserklärung.....	100
Liebe und "Minne"	100
Wurzeln des Wortes "minne"	101
Minne und Minnesang.....	101
Herkunft und Kernelemente des Minnesangs	102
Geistige statt körperlicher Berührung.....	103
Das verschlossene Liebesglück. Kernelemente der "hohen Minne" am Beispiel Walthers	105
<i>[Was gibt es Schöneres auf der Welt?]</i>	106
Liebesideal und Liebeswirklichkeit.....	107
Lehnswesen und Minnesang.....	108
Der Minnesang vor dem Hintergrund des "Prozesses der Zivilisation"	109
Erzieherische Wirkung des Minnesangs	110

Der Körper der Göttin. Übergänge zwischen "hoher" und "niederer" Minne in Walthers Lyrik.....	112
<i>[Du Wunder an Gestalt]</i>	113
Elemente der hohen Minne in dem Gedicht	115
Wenn die Göttin vom Himmel steigt.....	115
Hohe und niedere Minne: keine strengen Gegensätze	116
Die launische Liebesgöttin. Die "mâze" als Regulativ für die ideale Minne	118
<i>[Frau Mâze]</i>	119
Wer ist "Frau Mâze"?	120
Fallstricke in "niederer" und "hoher" Minne	121
Der Unerreichbarkeitstopos des Minnesangs – eine Erfindung der Romantik?	122
Ressentiments eines enttäuschten Minnesängers: Das "Sumerlatenlied"	123
Liebesglück "unter der Linde". Walthers Ideal der "ebenen Minne" in den "Mädchenliedern"	125
<i>[Was ist Minne?]</i>	126
Gegenseitige Durchdringung von "hoher" und "niederer" Minne	126
Das Ideal der "ebenen Minne".....	127
Walthers "Mädchenlieder" – überraschend modern	127
<i>[Unter der Linde]</i>	128
Literatur	130
1. Ausgaben von Werken Walthers von der Vogelweide	130
2. Aufsatzsammlungen und Überblickswerke zu Walther.....	132
3. Forschungsliteratur zu Teil 1	134
Alterslieder Walthers	134
Biographiebezogene Studien	135

Jahreszeiten- und Naturdichtung	136
Papst- und Kirchenkritik, "Unmutston"	137
Politische Sangspruchdichtung	138
Religiöse Dichtung	141
Walther und Thüringen	141
Walther und Wien	141
4. Forschungsliteratur zu Teil 2	142
Zum Minnesang und seinen soziokulturellen Rahmenbedingungen....	142
Zu den Minneliedern Walthers von der Vogelweide	145
Zu einzelnen Liedern Walthers.....	148

Vorwort

Walther von der Vogelweide – ein "zu Ende erforschter" Dichter?

Ein neues Buch über Walther von der Vogelweide? Ist das wirklich notwendig? Brauchen wir das? Kann es uns neue Erkenntnisse über Leben und Werk des Dichters liefern?

Wenn wir das Werk Walthers wie ein Dinosaurierskelett betrachten, lautet die Antwort wohl ganz klar: Nein! All die Versknöchelchen, die von seinem Werk erhalten sind, hat man ausgegraben und katalogisiert, mehrfach sortiert und umgruppiert, gedeutet und eingeordnet.

Sofern es also um den reinen "Textkörper" geht, gibt es wohl nichts Entscheidendes mehr hinzuzufügen – solange nicht in irgendeinem vergessenen Kellergewölbe neue Verse des Dichters auftauchen. Dies aber wäre eine wissenschaftliche Sensation, die ungefähr so wahrscheinlich ist wie die Entdeckung von Platons sagenumwobener Insel Atlantis.

Was sich allerdings immer wieder ändert, ist die Perspektive, aus der auf ein Werk der Vergangenheit geblickt wird. So hat man in der Zeit der Romantik ganz anders auf das Mittelalter geschaut als heute.

Dementsprechend hat sich auch der Blick auf Walther von der Vogelweide und sein Werk verändert. Während in der Romantik das Bild des sich in unerfüllbarer Sehnsucht verzehrenden Minnesängers im Vordergrund stand, wurde später auch der politische Aspekt der Dichtung Walthers stärker berücksichtigt. Gegen Ende des 20. Jahrhunderts hat dann ein dezidiert weiblicher Blick auf das Werk Walthers von der Vogelweide noch einmal neue Deutungsperspektiven eröffnet.

Die Vertrautheit des Fremden

Darüber hinaus gibt es natürlich stets auch ganz persönliche Interessen, die der Sicht auf das Werk Walthers eine ganz spezifische individuelle Färbung geben. In meinem Fall ist das der faszinierende, oft auch irritierende Eindruck einer vertrauten Fremdheit, die das Werk dieses Dichters ausstrahlt.

Dies bezieht sich zunächst auf die inhaltliche Ebene. Zwar waren die Lebensverhältnisse zur Zeit Walthers natürlich ganz anders als heute. Hinter dem Schleier des Fremden wird in der Dichtung Walthers jedoch immer wieder ein Mensch sichtbar, dessen Grundbedürfnisse wir sehr wohl kennen und nachempfinden können.

Auch Walther sehnte sich nach einem Leben in Frieden und Freiheit. Auch er träumte von einer erfüllten Liebe, von einem unbeschwerteren Alltag, in dem er nicht ständig um die Befriedigung seiner Grundbedürfnisse ringen musste. Und auch er wünschte sich Anerkennung für seine Arbeit – sowohl im Sinne einer entsprechenden materiellen Gegenleistung als auch im Sinne einer immateriellen Würdigung seiner Kunst.

Die Fremdheit des Vertrauten

Der Eindruck vertrauter Fremdheit stellt sich indessen auch auf der formalen Ebene ein, also in Bezug auf die Sprache, in der Walther seine Verse verfasst hat. Für Menschen nicht-deutscher Muttersprache ist der Zugang in dieser Hinsicht vielleicht sogar leichter als für jene, die mit der deutschen Sprache aufgewachsen sind.

In letzterem Fall ergibt sich nämlich immer wieder eine Situation der Ähnlichkeitshemmung oder der "false friends", wie sie aus dem

Fremdsprachenlernen bekannt sind. Zwar existieren im Mittelhochdeutschen zahlreiche heute untergegangene Wörter. In etlichen Fällen ist jedoch der Wortlaut ähnlich wie heute, die Bedeutung aber nicht mit dem vergleichbar, was wir in der Gegenwart mit dem entsprechenden Begriff verbinden.

Der Wandel des soziokulturellen Umfelds spiegelt sich eben auch in der Art und Weise wider, wie bestimmte Begriffe verwendet werden. So hatte etwa ein Wort wie "êre" im Hochmittelalter einen ganz anderen Bedeutungshorizont als unser heutiger Begriff "Ehre".

Eine einfache Übertragung von Walthers Versen ins Neuhochdeutsche ist deshalb im Grunde nicht möglich. Dies gilt nicht nur für die inhaltliche Ebene. Auch die spezielle Poesie seiner Verse, das Reimschema, die Assonanzen und die Metrik beruhen auf der Logik des Mittelhochdeutschen. Im Neuhochdeutschen lässt sich dies kaum adäquat wiedergeben.

Zu Nachdichtungen und Zitierweise in diesem Band

Bei den modernen Fassungen von Texten Walthers, die der vorliegende Band enthält, handelt es sich folglich eher um Nachdichtungen, analog den Übertragungen aus fremden Sprachen. Mir ging es dabei jeweils darum, das Denken und Empfinden Walthers so wiederzugeben, dass es für heutige Menschen nachvollziehbar ist. Dies erschien mir auch deshalb gerechtfertigt, weil es bereits etliche, teils sehr kunstvolle Übertragungen von Versen Walthers ins Neuhochdeutsche gibt.

Selbstverständlich wird bei allen Nachdichtungen und längeren Zitaten auf das mittelhochdeutsche Original verwiesen, verbunden mit einem Link zu den entsprechenden Versen. Dieser führt in der

Regel zu der Online-Erfassung der Werke Walthers in der von Ulrich Harsch an der TH Augsburg erstellten Bibliotheca Augustana.

Außerdem wird in diesen Fällen nach Möglichkeit auch auf die textkritische Ausgabe der Werke Walthers im Rahmen des von Manuel Braun, Sonja Glauch und Florian Kragl betreuten Online-Projekts "Lyrik des Mittelalters" verlinkt. Darin finden sich außer den verschiedenen Textvarianten auch Texterläuterungen, Anmerkungen zur Deutungsgeschichte und Literaturhinweise zu den einzelnen Texten.

Die Zitierweise folgt der für das Werk Walthers üblichen Gepflogenheit, auf die Fundstelle der entsprechenden Verse in der von Karl Lachmann herausgegebenen Sammlung der Werke Walthers aus dem Jahr 1827 – der ersten Zusammenstellung seiner Verse in neuerer Zeit – zu verweisen. Angegeben werden also jeweils die Seitenzahl und die Zeile, bei der die entsprechende Versgruppe in dem von Lachmann herausgegebenen Band beginnt.

Aufbau des vorliegenden Bandes

Die vorliegende Studie untergliedert sich in zwei Teile. Teil 1 betrachtet Walther unter zeitgeschichtlichen Aspekten. Er geht der Frage nach, wie sich aus unserem Wissen über die Zeit und aus Texten Walthers sein Leben rekonstruieren lässt, wie sich die Zeitumstände in seinem Werk widerspiegeln und wie Walther mit seinen Versen auf die geistige Situation seiner Zeit sowie auf historische Ereignisse reagiert hat.

Teil 2 dieses Bandes stellt den Minnesänger Walther von der Vogelweide in den Mittelpunkt. Hier geht es um die Frage, wie Walther den Minnesang in seiner Dichtung aufgegriffen hat, um welche Ele-

mente er ihn bereichert hat und wie sich sein Umgang damit im Verlauf seines Dichterlebens verändert hat.

Jedes Kapitel beginnt mit einem Gedicht Walthers. Damit soll sichergestellt werden, dass sein Werk sich nicht im gelehrten Ge-
rede darüber verflüchtigt. Denn bei allem berechtigten Forschungs-
interesse darf nie vergessen werden, dass Walthers Verse eben auch
einen rein ästhetischen Wert besitzen: Man kann sie auch einfach
als gelungene Kunst genießen.

I. Dichterphilosoph und Vagabund



*Maria Rehm (1905 – 2002): Sgraffito von Walther von der Vogelweide
am ehemaligen Österreichischen Hof in Innsbruck-Wilten (1956)
Foto von Luftschiffhafen aus dem Jahr 2018 (Wikimedia commons)*

Wer war Walther von der Vogelweide? *Porträt eines Phantoms*

Das Werk Walthers von der Vogelweide beeindruckt uns bis heute.
Seine Person aber ist noch immer ein Rätsel für uns.



*Lars Staffanski: Denkmal für Walther-von-der-Vogelweide
im Gmundner Viktoria-Luise-Park, errichtet 1926 von Alois Redl
im Auftrag der Stadtgemeinde Gmunden (Wikimedia commons)*

[Falsches Lächeln]

Wahrlich, einem Hof mit höfischem Benehmen,
wo Besonnenheit und Fürsorge
in Wort und Tat regieren,
würde immer ich die Treue halten!

Mich schaudert aber vor dem falschen Lächeln
der heuchlerischen Höflinge,
die süßen Honig auf der Zunge tragen,
derweil in ihrem Herzen bittere Galle keimt.

Klar wie das Abendrot, froher Verheißungen voll,
so soll das Lachen des Freundes sein.
Ein Spiegelbild deines Lächelns
möge dein Handeln sein!

Doch wenn dein Lächeln eine leere Larve ist,
so ummätle nicht mit dieser Maske deinen Mund.
Das geschlossene Tor deiner Lippen
ist mir lieber als die Lüge deines Lächelns.

*(Got weiz wol, mîn lop wære iemer hovestæte; L 30,9;
textkritische Edition in LdM)*

Aktualität der Verse trotz zeitlicher Distanz

Ein Gedicht Walthers von der Vogelweide, entstanden vermutlich um 1215 oder kurz danach. Und in der Tat verdeutlichen gleich die ersten beiden Verse, in welcher Zeit wir uns befinden: Die Worte "hovestæte" und "hovelîchen" verweisen unmissverständlich auf die höfische Kultur des Mittelalters.

Sie bezeichnen zum einen die "Hofstatt", also den Raum, an dem sich das Leben an einem Hof abspielt, bzw. im konkreten Fall die "stæte", also die Treue gegenüber einem bestimmten Hof. Zum anderen geht es um das "höfliche", also den sittlichen Vorgaben und kulturellen Gepflogenheiten bei Hofe gemäße Betragen.

Die Klage über die mangelnde Beachtung dieser Normen, die das Gedicht zum Ausdruck bringt, ist uns jedoch alles andere als fremd. Denn die Falschheit und die Heuchelei, die es anprangert, sind auch heute keineswegs aus der Welt. Ersetzt man "Hofleben" durch "Betriebsleben", "Unternehmenskultur", "politische Umgangsformen" oder auch "Schulleben", so ließen sich heute wohl dieselben Klagen führen wie in dem 800 Jahre alten Gedicht.

Gleiches gilt für das darin formulierte Freundschaftsideal. Heute wie damals verbinden wir damit die Hoffnung auf unbedingte Aufrichtigkeit und eine Übereinstimmung von Wort und Tat. Falschheit, leere Versprechungen und ein Lächeln, das sich hinter dem Rücken der Angelächelten zu einer Grimasse übler Nachrede verzerrt, halten wir auch heute noch für unvereinbar mit echter Freundschaft.

Eine Brücke in eine andere Zeit

Vielleicht liegt eben hierin ein Schlüssel für die ungebrochene Faszination, die das Werk Walthers von der Vogelweide bis heute auf

uns ausübt. Immer wieder stoßen wir in seinen Versen auf Gedanken und Gefühle, die uns auch aus unserem eigenen Alltag vertraut sind.

So sind diese Verse für uns gewissermaßen eine Brücke in eine andere Zeit. Denn natürlich sind uns die Umstände, unter denen Walther gelebt hat, völlig fremd. Seine Gedichte ermöglichen uns jedoch eine emotionale Nähe zu dem Menschen, der unter diesen Umständen gelebt hat. So hebt sich durch seine Empfindungen und ihre dichterische Gestaltung ein wenig der Vorhang zu dem Alltagserleben einer – gemessen an unseren heutigen Alltagsroutinen – unendlich weit entfernten Zeit.

Rätselhaftigkeit der Person Walthers

Gleichzeitig bleibt der konkrete Mensch, der sich hinter diesen Empfindungen verbirgt, jedoch ungreifbar für uns. Wir wissen nicht genau, wann und wo Walther geboren und gestorben ist. Wir haben nur eine ungefähre Vorstellung von seinen Lebensstationen. Wir wissen nicht, wie er ausgesehen hat.

Wir können auch nicht genau sagen, wann und wie Walther seine Gedichte geschrieben und unter welchen Umständen er sie vorgelesen hat. In vielen Fällen sind noch nicht einmal Einteilung und Zuordnung der einzelnen Verse gesichert, da die bekannten schriftlichen Überlieferungen seiner Texte erst lange nach seinem Tod entstanden sind.

Vieles von dem, was wir über Walther wissen, lässt sich nur aus seinen eigenen Versen rekonstruieren, ist also subjektiv gefärbt. Bis zu einem gewissen Grad ist der Mensch Walther damit selbst eine dichterische Fiktion – was seiner Faszination freilich keinen Abbruch tut. Eher ist das Gegenteil der Fall. Denn die Vorstellung eines Au-

tors, der sich in seinem Werk verflüchtigt, ist uns wiederum sehr vertraut. Sie ist ein Kernelement postmoderner Literaturtheorie.

Detektivische Bemühungen zur Rekonstruktion von Walthers Herkunft

Die Versuche, Walthers Herkunft zu rekonstruieren, zeugen von einer fast schon detektivischen Kombinationsgabe (oder Phantasie). Die Puzzleteile, die dabei zusammengefügt werden müssen, sehen in etwa wie folgt aus:

1. Walther selbst berichtet in seiner Dichtung von Lehrjahren am Wiener Hof ("ze Ôsterrîche lernt ich singen unde sagen": "In Ôsterreich erlernte ich Gesang und Dichtung"; L 32,7). Daraus lässt sich schließen, dass er sich dort als junger Mann aufgehalten hat.
2. Der Ausdruck "Vogelweide" bezeichnete im Mittelalter einen Ort für die Aufzucht von Falken für die Jagd.
3. In der Nähe der niederösterreichischen Stadt Zwettl ist in alten Katasterkarten eine "Vogelwaidt" als Flurbezeichnung zu finden, und zwar in der Nähe eines Dorfes namens "Walthers" – was zusammengenommen die Bezeichnung "Walthers Vogelweide" ergibt. Demgemäß könnte hier also von Walthers Vater – oder einem seiner Vorfahren – eine Falknerei eingerichtet worden sein.
4. Wenige Kilometer von diesem Dorf entfernt ist 1138 ein Zisterzienserkloster – das heutige "Stift Zwettl" – gegründet worden. In dessen Archiv findet sich ein Hinweis auf einen "frater Walther", dessen Professformel unvollständig wiedergegeben wird. Möglicherweise ist Walther also in das Kloster eingetreten, hat es aber vor dem Ablegen des Mönchsgelübdes wieder verlassen.

5. Der Passauer Bischof Wolfger von Erla hat sich regelmäßig in dem Zisterzienserkloster aufgehalten. Dass Walther später mit ihm in Kontakt stand, ist belegt. Vielleicht hat der Bischof – der sowohl ein Förderer der Kunst als auch ein Liebhaber der Falkenjagd war – Walther also auch bei seinen dichterischen Ambitionen unterstützt und ihm den Weg an den Wiener Hof geebnet.

Eine spekulative Lebensgeschichte

Dass es sich bei Walther um einen verhinderten Mönch gehandelt haben könnte, hat durchaus einiges für sich. Insbesondere würde dies erklären, wie Walther die für seine Dichtung nötige Bildung erlangt hat.

Ein längerer Klosteraufenthalt in der Jugend würde auch ein neues Licht auf die Heftigkeit von Walthers späteren Attacken gegen die Amtskirche werfen. Schließlich lassen diese gerade auf eine besonders tief empfundene, von der Realität des Kirchenlebens enttäuschte Religiosität schließen. Von dieser zeugt zudem ein Langgedicht, das Walther in der Form eines "Leichs" – einer besonders kunstvollen Spielart religiöser Lyrik – abgefasst hat.

Nicht zuletzt passt auch der keusche Liebesgestus des Minnesängers in dieses Bild. Über die zentrale Bedeutung, die der Marienverehrung in Walthers Leich zukommt, ist dieser Gestus wiederum mit dem Minnesang verbunden – wird doch die "frouwe" darin wie eine Göttin verehrt.

Dennoch bewegen wir uns mit solchen Thesen im Bereich der Spekulation. "Vogelweide" etwa war ein gängiger Begriff für Orte der Falkenaufzucht, weshalb sich ähnliche Flurbezeichnungen auch anderswo finden. Bei dem verhinderten Zisterzienser-Bruder namens "Walther" könnte es sich auch um eine ganz andere Person gehan-

delt haben. Und dass ausgerechnet ein Bischof den Novizen eines Klosters dabei unterstützt, sein Glück außerhalb der Klostermauern zu suchen, klingt auch nicht unbedingt plausibel.

Jugendjahre am Wiener Hof

Wenn wir uns an die reinen Fakten halten, ergibt sich folgendes Bild: Der Dichter wurde vermutlich um 1170 geboren und starb wahrscheinlich um 1230. Beide Angaben sind Mutmaßungen, die sich aus Anspielungen auf historische Ereignisse in seinem Werk und allgemein aus seinem künstlerischen Werdegang ergeben. Konkrete Quellennachweise dafür gibt es nicht.

Der Namenszusatz "von der Vogelweide" verweist auf eine Herkunft aus dem niederen Adel: Die Falkenaufzucht war eine Aufgabe von Ministerialen, die für den höheren Adel Dienste verrichteten und so mit der Zeit selbst eine höhere – wenngleich weiterhin untergeordnete – soziale Stellung erlangen konnten.

Dass Walther sich als junger Mann am Wiener Hof aufgehalten hat, wissen wir, wie oben ausgeführt, von ihm selbst. Sein Dichterhandwerk hat er demnach am Hof der Babenberger erlernt, unter denen Österreich sich von Bayern gelöst und zu einem eigenständigen Herzogtum aufgestiegen war. Die spätere Metropole des Kaiserreichs ist ein unmittelbares Zeugnis dieser Machtentfaltung: Die Verlegung der Residenz der Babenberger Herrscher von Klosterneuburg nach Wien fiel mit der Aufwertung der ehemaligen Markgrafschaft zum Herzogtum im Jahr 1156 zusammen.

Walther zeichnet ein durchweg positives Bild seiner Zeit in Wien. Immer wieder finden sich bei ihm Lobgesänge auf den "wünneclîche[n] hof ze wiene", an dem man "sô maneger tugende mit stæter triuwe pflac" ("den herrlichen Hof zu Wien", an dem man "so

vielen Tugenden mit großer Beständigkeit die Treue gehalten hat"; L 84,1).

Den Verlust seiner geistigen und emotionalen Heimat kommentiert er mit den Worten, "der sælden tor" sei nun "verspart" für ihn: Das "Tor zur Glückseligkeit" sei nun "versperrt" für ihn (L 20,31). In an Leopold VI., Herzog von Österreich von 1198 bis 1230, gerichteten Versen vergleicht Walther die Trennung vom Wiener Hof sogar mit einem Leben in der Einsamkeit der Wildnis. Anstatt "ze walde" (im Wald) solle der Herzog ihn doch wieder "ze selde" – an einer festen Wohnstatt (hier: bei Hofe) – und "bî den liuten" – bei den Leuten: unter [gesitteten] Menschen – leben lassen (L 35,17).

Daraus lässt sich wohl schließen, dass Walthers frühe Bardenjahre eine glückliche Zeit für ihn waren – auch wenn die Erinnerung manches verklärt haben mag. Als Grenze für diesen Zeitraum kristallisiert sich das Jahr 1198 heraus. Dies hängt mit der gesamthistorischen Entwicklung zusammen, die auch das Leben Walthers maßgeblich beeinflusst hat. Darauf wird im folgenden Kapitel näher eingegangen werden.

Ein Leben im Schatten der Macht

Zeitgeschichtliche Hintergründe von Walthers Biographie

In einer berühmten Elegie blickt Walther von der Vogelweide auf sein Leben zurück. Dessen Verlauf bleibt vielfach im Dunkeln, lässt sich jedoch in groben Linien aus seinen Versen rekonstruieren – denn in diesen nimmt er immer wieder auf politische Ereignisse seiner Zeit Bezug.



Denkmal für Walther von der Vogelweide in der tschechischen Stadt Duchkov (Nordböhmen), erschaffen 1911 von dem österreichischen Bildhauer Heinrich Karl Scholz (1880 – 1937); Foto: Zacatechnik, 2008 (Wikimedia commons)

[Wohin sind sie entschwunden, alle meine Jahre?]

Wohin sind sie entschwunden, alle meine Jahre?
Hab' ich mein Leben wie im Traum durchwandert?
Ist es im Schlaf an mir vorbeigezogen?
War nur ein Wahn, was ich für Wahrheit hielt?

Nun, da ich wach geworden bin, seh' wie im Schlaf
ich auf die Welt. Sie, die mich geboren hat,
erscheint wie eine Lüge mir. Und doch war einst
vertraut sie mir wie eine Hand der anderen.

Verwelkt sind meine Freundschaften,
gebrochen ist das Feld, der Wald zerschlagen.
Und statt zu rauschen raunt der Fluss
dunkel gurgelnd von Verfall und Untergang.

Ein kurzes Zittern auf den Wellen nur gebar
der Freudenstein, den ich ins Wasser warf.
Längst ist mein Gesicht, in Frostwellen erstarrt,
ein gespenstischer Spiegel der Nacht.

Ach, wer will noch in diese Augen schauen?
Die Jugend träumt ihren eigenen Traum,
sie lebt in ihrem eigenen Sorgenkreis, bis sie
wie ich erwacht aus dem Traum des Lebens.

*(Owê, war sint verswunden alliu mîniu jâr; L 124,1;
textkritische Edition in LdM; Nachdichtung umfasst die erste Strophe)*

Walthers Lebensabend – ein weiteres Rätsel seiner Biographie

Wo Walther von der Vogelweide seinen Lebensabend verbracht hat, lässt sich ebenso wenig mit letzter Sicherheit beantworten wie die Frage nach seiner Herkunft. Laut der Würzburger Liederhandschrift von Michael de Leone soll der Dichter in Würzburg begraben worden sein. Da sich das Grab jedoch nicht erhalten hat, versinken Walthers letzte Lebensjahre ebenso im Nebel der Geschichte wie Geburt und Kindheit des Dichters.

Zwar hat er seine letzten Lebensjahre aufgrund eines Lehens, das ihm von Friedrich II. zuerkannt worden ist, womöglich in gesicherten Verhältnissen verbracht. Dies bedeutet allerdings nicht zwangsläufig, dass er einen "geruhsamen Lebensabend" hatte.

Zunächst einmal lagen zu dem Zeitpunkt, als er das Lehen erhielt, schon viele Jahre auf zugigen Burgen und zahlreiche beschwerliche Reisen von Hof zu Hof hinter ihm. Darüber hinaus wissen wir auch nicht, ob das Lehen wirklich ein Ruhepolster für ihn war. Der von Walther angegebene Gegenwert – "ze drîzec marken", also um die dreißig Mark (L 27,7) – entspricht für damalige Verhältnisse zwar einem recht ordentlichen Jahreseinkommen. Walther beklagt sich jedoch darüber, nicht frei über das Geld verfügen zu können.

Handelte es sich hier demnach um die klassische Form eines Lehens, also um Grundbesitz? Und falls dem so war: War dieser so beschaffen, dass Walther dort wenigstens unter einfachen Verhältnissen leben konnte? Oder war das Lehen nur eine schwankende Einkommensquelle, in Form von Pachtgebühren der auf dem Land arbeitenden bäuerlichen Bevölkerung?

Kann sein – genau wissen wir das aber nun einmal nicht. Vielleicht gab es ja eine Magd, die im Alter für den Dichter gekocht und für ihn gesorgt hat. Vielleicht musste er sich aber auch bis zu seinem

Tod – lediglich besser ausgestattet – einen Platz in einer Hofgesellschaft erbetteln.

So oder so legten sich nach 1220 aber wohl verstärkt die Schatten des Alters auf Körper und Gemüt des Dichters. Diese hat er selbst in der oben wiedergegebenen ersten Strophe seiner "Elegie" auf eindringliche Weise beschrieben – auch wenn für diese einmal mehr keine gesicherte Datierung möglich ist.

Wie und wo Walther sein Leben nach seinen Anfangsjahren am Wiener Hof verbracht hat, lässt sich anhand seiner eigenen Verse wenigstens bruchstückhaft rekonstruieren. Dies gilt insbesondere für seine politischen Verse aus der so genannten "Sangspruchdichtung". Denn diese hängen eng mit der politischen Entwicklung seiner Zeit zusammen. Deshalb müssen wir an dieser Stelle zunächst einmal einen Sprung auf die große politische Bühne wagen.

Ortswechsel Walthers infolge des deutschen Thronstreits

Nach dem Tod des staufischen Kaisers Heinrich VI. entbrannte im Römisch-Deutschen Reich ein Thronstreit um die Nachfolge des Herrschers. Heinrichs Bruder Philipp von Schwaben beanspruchte die Krone für seinen Neffen, den späteren Kaiser Friedrich II., sowie übergangsweise für sich selbst – Heinrichs Sohn war damals noch ein Kleinkind. Einige deutsche Fürsten unterstützten jedoch die Gegenkandidatur Ottos von Poitou und ließen ihn als Otto IV. zum Gegenkönig ausrufen.

Otto wurde auch von kirchlicher Seite und insbesondere vom Papst favorisiert, da Heinrich über seine Gattin, die Tochter des Normanenkönigs Roger II., für das staufische Geschlecht auch die Herrschaft über Sizilien gesichert hatte. Dieser Machtkonzentration wollte Papst Innozenz III. entgegenwirken.

Der aus dem Geschlecht der Welfen stammende Otto von Poitou war als Sohn Heinrichs des Löwen und insbesondere als Neffe des englischen Königs Richard Löwenherz wiederum ein natürlicher Feind der österreichischen Herzöge, an deren Hof Walther lebte und wirkte. Denn eben diesen König hatte Herzog Leopold V. bei dessen Rückkehr vom Dritten Kreuzzug gefangen nehmen und nur gegen ein hohes Lösegeld wieder ziehen lassen.

Nach dem Tod Leopolds im Jahr 1194 war auch sein Sohn, Friedrich I., 1198 bei der Rückkehr von dem Kreuzzug, den der Papst dem Herzogtum als Buße für die Freveltat an Richard Löwenherz auferlegt hatte, gestorben. So war es an Friedrichs Bruder, Leopold VI., die Unterstützung Philipps von Schwaben voranzutreiben. Dafür entsandte er eine Delegation zu Philipp, der mutmaßlich auch Walther von der Vogelweide angehörte.

Dies sieht auf den ersten Blick nach einer besonderen Ehre für den Dichter aus. In der Tat gelangte Walther auf diese Weise in das Umfeld des Königs und wechselte an dessen Hof über. Walthers im vorigen Kapitel zitierte Bitte an Leopold VI., ihm eine Rückkehr an den Wiener Hof zu ermöglichen, lässt jedoch auch den Schluss zu, dass er aus Wien "weggelobt", also eher aufgrund von internen Differenzen oder Konflikten in die Gesandtschaft an Philipp von Schwaben aufgenommen worden sein könnte.

Unterstützung Philipps von Schwaben beim Kampf um die Krone

Um seinen Auftrag, Philipp von Schwaben beim Kampf um die Krone zu unterstützen, zu erfüllen, und um sich selbst einen Platz am Hof des Königsanwärters zu erobern, musste der Minnesänger Walther sich in eine neue, nicht eben "minnigliche" Rolle fügen: Er musste

als Verfasser politischer Propagandagedichte in Erscheinung treten. Das Resultat waren u.a. folgende Verse:

*"Älter als König Philipp ist die Krone.
So ist's ein Wunder, wie genau sie fügte
der Goldschmied an sein Haupt.
Beide können aneinander wachsen,
und kein Verständiger wird scheiden wollen,
was so gut sich ineinanderfügt."*

(L 18,29: *Diu krone ist elter danne der künic Philippes sî*; "Kronenspruch";
textkritische Edition in LdM)

In einem seiner Reichssprüche, der auch als "Weltklage" bekannt ist, kritisiert Walther die "armen künege", also die Philipp untergeordneten, aber seinen Anspruch auf die Krone bestreitenden Landesherren, von denen er zu Unrecht bedrängt werde. Damit verbunden ist die Forderung, man solle Philipp den "Waisen" – also die Krone, deren wichtigster Edelstein als "der Waise" bezeichnet wurde – aufsetzen und so die Aufwiegler in die Schranken weisen ("Philippe setze den weisen ûf / und heiz sie treten hinder sich"; L 8,28).

Walther am Hof des Landgrafen von Thüringen

Im Rahmen der Zusammenkünfte zur Unterstützung Philipps von Schwaben ist Walther wohl auch mit dem Landgrafen von Thüringen, Hermann I., in Kontakt gekommen. An dessen Hof wechselte er spätestens 1202, da er mit seiner Stellung in der Hofgesellschaft Philipps von Schwaben unzufrieden war.

Hermann aber war, wie man heute sagen würde, ein knallharter Machtpolitiker. Wichtiger als Loyalität und Treue war ihm die Stär-

kung der eigenen Stellung im Reich. So unterstützte er zunächst Philipps Gegenkandidaten Otto von Poitou, wechselte dann zu Philipp von Schwaben über und kehrte anschließend wieder ins Lager Ottos zurück, jeweils gegen entsprechende territoriale Zugeständnisse der Herrscher.

Für den Landgrafen von Thüringen hat Walther nicht nur die üblichen Lobgedichte geschrieben, in denen er ihn als einen der "tiursten" ("teuersten", also "tugendhaftesten, würdevollsten") Landesherren lobt, der "Thüringens Blume im Winter wie im Sommer durch den Schnee scheinen" lasse ("der Dürnge bluome schînet dur den snê"; L 35,7). Vielmehr hat er die Politik Hermanns mit seinen Versen auch aktiv unterstützt.

Der "Spießbratenspruch"

Das berühmteste Beispiel dafür ist der so genannte "Spießbratenspruch". Darin vergleicht Walther das Reich mit einem Braten, der gerecht unter den an der Macht Beteiligten – also den Landesherren – aufgeteilt werden müsse. Sollten die Scheiben zu dünn geschnitten, Macht und Reichtum also nicht angemessen geteilt werden, könnte dies, so die Drohung, zu einer Neuwahl und am Ende zu einer Absetzung des Königs führen. Das Gedicht endet mit den Worten:

*"Wer auf diese Weise das Reich verlöre,
der hätte diesen Braten besser nie gewonnen."
("der nû daz rîche alsô verlür,
dem stüende baz daz er nie spiz gewünne"; L 17,11)*

Die für Philipp besonders bittere Pointe an dem Gedicht ist die Tatsache, dass Walther darin auf Ereignisse in Griechenland Bezug

nimmt, bei denen Philipps Gemahlin Irene ihren Vater und einen ihrer Brüder verloren hatte.

Nachdem ihr Vater 1195 von seinem Bruder vom Thron gestürzt worden war, hatte Irenes Bruder mit Hilfe eines Kreuzfahrerheeres versucht, die Krone für seinen Vater zurückzuerobern. Da er jedoch die versprochene Bezahlung schuldig blieb, setzten die Soldaten sich in dem von ihnen eroberten Konstantinopel fest. Daraufhin wandte sich die Bevölkerung gegen Irenes Bruder und ihren Vater, die sich dadurch nicht an der Macht halten konnten und ihren Rückkehrversuch Anfang 1204 mit dem Leben bezahlen mussten.

Bruch mit Philipp von Schwaben

Natürlich musste Philipp von Schwaben diese Vermengung des ausgebliebenen Solds für ein Kreuzfahrerheer mit der angeblich mangelnden Beteiligung der Landesherren an der Macht als unverzeihliche Brüskierung empfinden – zumal vor dem Hintergrund der persönlichen Verwicklung in das von Walther aufgegriffene Geschehen. Dies dürfte auch dem Dichter bewusst gewesen sein.

Dass Walther trotzdem den kränkenden Vergleich gewählt hat, liegt wohl daran, dass Philipp zu dem Zeitpunkt bereits mit einem Heer in Thüringen einmarschiert war. Dort bedrängte er nicht nur den Landgrafen selbst. Vielmehr setzte er auch die niederen Grafen, Burgvögte und Freiherren, auf deren Unterstützung Hermann I. angewiesen war, unter Druck oder zog sie auf seine Seite. Der "Spießbratenspruch" war also eine Art verzweifelte Warnung an Philipp von Schwaben aus einer Position der Defensive heraus.

Die umgekehrte Strategie verfolgte Walther in einem anderen Gedicht, in dem er Philipp von Schwaben um Nachsicht für den Landgrafen bittet. Dies begründet er nicht ohne eine gewisse Dreistigkeit

damit, dass dieser sich wenigstens offen gegen den König gestellt bzw. seine Feindschaft (*sîn vîent*) offenbart habe, während die anderen Landesherrn hinter seinem Rücken gegen ihn intrigiert hätten:

*"Sie leisteten erst hier, dann dort den Treueeid,
derweil sie treulos Missetaten planten."
("si swuoren hie, si swuoren dort,
und pruoften ungetriuwen mort"; L 105,13)*

Eben jenes opportunistische Schwanken in der Treue zu den konkurrierenden Herrschern, das Walther den anderen Landesherrn vorwirft, hatte allerdings der Landgraf von Thüringen an den Tag gelegt. So waren die Verse kaum dazu geeignet, das Verhältnis zu Philipp von Schwaben wieder zu kitten.

Walther zwischen Otto IV. und Friedrich II.

Nach seiner offenen Agitation für den Landgrafen von Thüringen war Walther der Weg zurück in das Gefolge Philipps von Schwaben versperrt. Er blieb dadurch an den Thüringer Hof gebunden, hat daneben aber offenbar auch an anderen Höfen gewirkt. Hierfür sprechen jedenfalls an Herzog Ludwig von Bayern, Erzbischof Engelbert von Köln oder auch Markgraf Dietrich von Meißen gerichtete Verse (L 18, 85 und 106).

Zu Treffen auf höchster Ebene – wie den Hoftagen oder der legendären "Magdeburger Weihnacht", auf der Walther 1199 die Treue der Fürsten zu Philipp von Schwaben beschworen hatte – blieb dem Dichter der Zugang allerdings bis auf weiteres verwehrt. Dies änderte sich erst wieder gegen Ende des Jahrzehnts, als nach der Ermordung Philipps von Schwaben im Jahr 1208 Otto IV. die alleinige

Macht im Reich zufiel. 1209 wurde er vom Papst auch zum Kaiser gekrönt.

Als eine Art Ergebenheitsadresse an den neuen Machthaber verfasste Walther aus Anlass des Frankfurter Reichstags im Jahr 1212 einen Lobgesang, der zusammen mit weiteren an den Kaiser gerichteten Versen als "Ottenton" in die Geschichte eingegangen ist. Darin versichert er dem Herrscher, dass seine Krone als die des Kaisers über allen anderen Krone leuchte ("schînet iuwer krône ob allen krônen"; L 11,30). Folglich würden sich auch die Fürsten seiner Macht beugen müssen ("die fürsten sint iu undertân"; ebd.).

Allerdings hat Walther auch in diesem Fall wieder auf die falsche Karte gesetzt. Denn eben jene absolute Macht, die Walther dem Kaiser nach dem Tod seines Konkurrenten Philipp von Schwaben attestiert, hat Otto IV. auch selbst für sich beansprucht – und eben hierdurch seine Macht bald darauf wieder eingebüßt.

Der entscheidende Fehler Ottos bestand darin, dass er nach der scheinbaren Konsolidierung seiner Position auch Sizilien und Teile des Kirchenstaates unter seine Kontrolle zu bringen versuchte. Gerade um eine solche Machtkonzentration in den Händen des Kaisers zu verhindern, hatte Papst Innozenz III. Otto jedoch gegen Philipp von Schwaben unterstützt.

So hatte Ottos Griff nach Sizilien die Exkommunikation durch den Papst zur Folge. Außerdem stellte sich Otto damit offen gegen den natürlichen Nachfolger auf dem Thron, den späteren Friedrich II., der bereits 1198 als Kind zum König von Sizilien ausgerufen worden war.

Sein Kontrahent ging daraufhin ein Bündnis mit dem französischen König ein, gegen dessen Heer Otto in der Schlacht von Bouvines (1214) eine schwere Niederlage hinnehmen musste. In der Folge konnte Friedrich II., der Enkel Friedrich Barbarossas und Neffe Phi-

lipps von Schwaben, sich gegen Otto als neuer Herrscher durchsetzen.

Bereits 1211 wurde Friedrich vom Papst als "anderer Kaiser" vorgeschlagen und von einigen Fürsten – u.a. dem Landgrafen von Thüringen – als solcher anerkannt. 1212 zum Gegenkönig gewählt, ließ er sich 1215 auf dem Karlsthron im Aachener Dom symbolträchtig erneut zum König und 1220 schließlich auch zum Kaiser krönen.

Hinwendung zu Friedrich II.

Die Wechselfälle auf der großen politischen Bühne veranlassten Walther dazu, abermals die Seiten zu wechseln. Nun galt sein Lobgesang dem neuen Herrscher, Friedrich II. Dabei bat er nun allerdings offener und dringlicher als zuvor darum, ihn mit hinreichenden Mitteln für seinen Lebensunterhalt auszustatten.

Der Grund dafür ist offenbar, dass Walther zum Zeitpunkt der Kaiserkrönung Friedrichs wohl schon um die 50 Jahre alt war – womit er für seine Zeit schon deutlich jenseits des "besten Mannesalters" lag. Zudem war 1217 sein wichtigster Förderer, Landgraf Hermann von Thüringen, verstorben.

Es spricht für Friedrich II., dass er sich nicht für frühere Treueschwüre und Lobgesänge Walthers interessiert zu haben scheint. Stattdessen hat er Walthers Bitte am Ende entsprochen und ihm so wenigstens in seinen letzten Lebensjahren zu etwas mehr Existenzsicherheit verholfen.

Geldnöte eines fahrenden Sängers *Walthers materielle Dauerkrise*

Als fahrender Sänger war Walther von der Vogelweide sein Leben lang auf die Mildtätigkeit seiner Gönner angewiesen. Bittgesänge und belohnungsträchtige Lobpreisungen der Reichen und Mächtigen waren daher ein fester Teil seines dichterischen Repertoires.



"Der Winsbeke"; Abbildung in der Großen Heidelberger (Manessischen) Liederhandschrift (Codex Manesse), um 1300 (Wikimedia commons)

[An Friedrich II.]

Schutzherr von Rom und König von Apulien:
Erbarme dich meiner,
dass ich den Reichtum meiner Kunst
nicht mit so bitterer Armut bezahlen muss!

Wie gerne würde ich mich wärmen
an den Flammen meines eig'nen Feuers!
Mit den freien Vögeln könnt' ich dann
die weite Heide und den Duft der Blumen preisen.

Dann würde wohl auch eine schöne Dame
ihre Gunst dem armen Sänger schenken.
Mit Lilien und mit Rosenblüten
würde ihre weißen Wangen ich umkränzen.

Jetzt aber komme ich spätabends angeritten
und reite fort in aller Frühe,
ein fremder Gast, geduldet nur
mitleidig von den hochgestellten Wirten.

So erbarme, gnadenreicher König,
Schutzherr der Bedürftigen,
dich deines treuen Dieners, auf dass ich fürderhin
dich nicht mehr um Erbarmen bitten muss!

*(Von Rôme voget, von Pülle künic, lât iuch erbarmen; L 28,1;
textkritische Edition in LdM)*

Der "arme Poet" – damals und heute

"Wenn ich doch nur den Reichtum meiner Kunst nicht mit so bitterer Armut bezahlen müsste!" Ein solcher Stoßseufzer dürfte auch heute noch vielen, die ihr Leben der Kunst verschrieben haben, nur allzu bekannt vorkommen.

So gesehen, ist Walther von der Vogelweide uns mit obigen Versen einmal mehr erstaunlich nahe. Auch heute noch berufen viele sich gerne auf die künstlerischen Genies der Vergangenheit, wenn die kulturelle Größe ihres Volkes bezeugt werden soll. Geht es aber um die künstlerische Produktion in der Gegenwart, so gilt Kunst allenfalls als schönes Beiwerk, das nur dann Beachtung findet, wenn sich ein materieller Mehrwert damit erzielen lässt. Dass Kunst unabhängig davon auch einen geistigen Mehrwert erbringen kann, der eine entsprechende Entlohnung rechtfertigen sollte, bleibt unberücksichtigt.

In dieser Hinsicht hat sich die Situation über die Jahrhunderte kaum verändert. Neu ist lediglich, dass der Fokus auf den zu erzielenden Mehrwert die Lager der Gaukler gegenüber denjenigen, die auf ernstere Kunst abzielen, signifikant verbessert hat.

Während sich früher beide Gruppen gleichermaßen unter das fahrende Volk einreihen und mit ihren Darbietungen um ein Almosen für den Erhalt ihrer Existenz betteln mussten, sind Gaukler heute wohl situierte Stars der Unterhaltungsbranche. Für alle anderen ist das von Carl Spitzwegs Gemälde geprägte Klischeebild des "armen Poeten" dagegen noch immer weit näher an der Realität, als es ihnen lieb ist.

"Geldbeschaffung": ein schwieriges Unterfangen für einen Minnesänger

Dennoch sind die modernen Gesellschaften natürlich ganz anders strukturiert als im Mittelalter. Daraus ergeben sich auch beträchtliche Unterschiede in den möglichen Reaktionsweisen auf die durch künstlerisches Schaffen bedingte materielle Armut.

Wer heute nicht von seiner Kunst leben kann, wird vielleicht notgedrungen irgendeinen Teilzeitjob annehmen, der als materielle Basis für die künstlerische Arbeit dienen kann. Walther aber stand ein solcher Weg nicht offen. Dies lag zunächst einmal daran, dass Lohnarbeitsverhältnisse, wie wir sie heute kennen, erst mit dem Städtewachstum im späten Mittelalter – also nach Walthers Tod – in den Vordergrund rückten.

Zu Walthers Zeit herrschte vielfach noch die Tauschwirtschaft vor. Dies galt gerade auch für den Dienstleistungsbereich, der wie die gesamte Gesellschaft vom Lehnswesen geprägt war. Ein Lehns- oder Dienstherr musste seine Lehns- bzw. Dienstmannen dabei nicht notwendigerweise mit Geld entlohnen. Vielfach wurde auch ein immaterielles Gut gegen ein anderes getauscht, also etwa das Sicherheitsversprechen des Lehnsherrn gegen das Unterstützungsversprechen der Lehnsleute.

Geldzahlungen waren gleichfalls nicht vom Lohngedanken geprägt, sondern orientierten sich ebenso am Lehnswesen. Dessen wichtigste Ausprägung in monetärer Hinsicht war der "Zehnte", also die Gesamtheit der Abgaben, die für die Übertragung von Landnutzungsrechten an den jeweiligen Lehnsherrn zu entrichten waren.

Selbst wenn Walther auf den Gedanken verfallen wäre, sich mit seiner Hände Arbeit ein Zubrot zu verdienen, hätte ihm dies allerdings sein Stand verboten. Eine nicht-standesgemäße Tätigkeit wäre in

der mittelalterlichen Ständegesellschaft ein Tabubruch gewesen, der geradewegs ins soziale Abseits geführt hätte. Angesichts der Tatsache, dass der Ständegedanke als gottgegebenes Fundament der Gesellschaft angesehen wurde, hätte sich der Ausbruch aus dieser Ordnung dem Empfinden der Menschen nach sogar unmittelbar gegen Gott gerichtet – und wäre den allermeisten daher gar nicht erst in den Sinn gekommen.

Abhängigkeit von der Mildtätigkeit der Machthabenden

Nun muss man natürlich sagen, dass Walther – wenn es stimmt, dass seine Familie aus dem niederen Dienstadel stammte – die Grenzen seines Standes ohnehin weiter ausgedehnt hat, als es die meisten anderen seiner Zeitgenossen getan haben. Er ist eben nicht in die Fußstapfen seiner Vorfahren getreten, die sich damit begnügt hatten, sich als Falkner oder Gutsverwalter eines höher gestellten Adligen über Generationen hinweg einen sozialen Aufstieg zu erarbeiten – auch wenn ihm diese Entscheidung womöglich dadurch erleichtert worden ist, dass er nicht als Erstgeborener das Amt seines Vaters übernehmen konnte.

Den Ausbruch aus den tradierten sozialen Strukturen musste Walther allerdings mit dem Verlust der relativen Sicherheit bezahlen, die ein Leben als Dienstmann bot. Als fahrender Sänger war er ganz in das Belieben der hohen Herrschaften gestellt, die er bei ihren Hofgesellschaften mit seiner Kunst unterhielt. Einen festen Lohn oder gar eine Gebühr für das Anhören seiner Lieder – wie heute in der Konzertbranche – gab es natürlich nicht. Es lag ganz im Ermessen der edlen Spender, wieviel ihnen Walthers Darbietungen wert waren.

Im Grunde galt auch hier die Logik der Tauschwirtschaft. Dies bedeutete im konkreten Fall: Unterhaltung gegen Kost und Logis, Gesang gegen eine Schlafstatt und einen Platz an der Tafel. Auch ein solches Arrangement war für Walther freilich überlebenswichtig. Schließlich verfügte er über kein "Zuhause" im modernen Sinn, in das er im Notfall hätte zurückkehren können.

Über die Grundbedürfnisse der Ernährung und des Wohnens hinausgehende Ansprüche wurden von Walthers Gönnern indessen als milde Gabe erachtet, die man gewähren konnte oder eben auch nicht. Wie problematisch dies für Walther war, hat er selbst des Öfteren in seinen Versen thematisiert. Darin beklagt er sich auch immer wieder darüber, dass ihm versprochene Zuwendungen am Ende doch vorenthalten worden sind (vgl. hierzu das folgende Kapitel).

Dies konnte für ihn durchaus ernst zu nehmende Konsequenzen haben. Schließlich war auch ein standesgemäßes Erscheinungsbild nicht zum Nulltarif zu haben – ganz abgesehen von so banalen Grundbedürfnissen wie etwa warmer Winterkleidung. Bezeichnenderweise ist denn auch das einzige nicht-literarische zeitgenössische Dokument, das zu Walthers Existenz überliefert ist, eine Notiz im Ausgabenbuch des Passauer Bischofs Wolfer von Erla über einen Pelzmantel für den Dichter.

Der einzige Ausweg aus diesem Leben als Bettelkünstler – freilich in einem sozialen Rahmen, der weit oberhalb eines gewöhnlichen Bettlerlebens lag – war für Walther die Zuteilung eines Lehens, sei es in Form eines Landguts oder einer regelmäßigen Geldzuweisung. Eben hierum bemühte er sich sein Leben lang. Bis sein Wunsch schließlich in Erfüllung ging, musste er oft genug unter der mangelnden Spendenbereitschaft seiner echten oder vermeintlichen Gönner leiden.

Ein Lehen als Existenzsicherung *Walthers langer Weg zum späten Glück*

In einem Dankgedicht an Friedrich II. feiert Walther von der Vogelweide den Erhalt eines Lehens, von dem er sich eine größere materielle Sicherheit versprach. Es gibt aber auch etliche dichterische Zeugnisse für sein Leiden unter seiner Existenz als höfischer "Betteldichter".



Collage auf der Basis des Walther-Porträts und der Porträtzeichnung für "den Taler" (einen vermutlich aus dem Gebiet der heutigen Schweiz stammenden Minnesänger) in der Großen Heidelberger (Manessischen) Liederhandschrift (Codex Manesse), um 1300 (Wikimedia commons)

[Ich habe mein Lehen!]
(Lehensdank)

Ich hab' mein Lehen, sagt es aller Welt, mein Lehen hab' ich!
Nun kann der Winter nicht mehr meine Zehen schänden,
nie wird mich mehr der Geiz der hohen Herren schrecken!

Der König, mildtätig und edel, hat für mich gesorgt,
hat Sommerfrische mir geschenkt und Winterwärme.
Mit Wohlgefallen blickt mich nun mein Nächster an,
anstatt wie früher mich als Schreckgespenst zu sehen.

Wie lange musste Not ich leiden ohne eig'ne Schuld,
sogar mein Atem roch nach meinem schlechten Ruf!
Nun hat der König mich geläutert, mich und meine Lieder.

(Ich hân mân lêhen, al die werlt, ich hân mân lehen; L 28,31;
textkritische Edition in LdM)

Gesungene Fassung von Joel Frederiksen mit dem Ensemble Phoenix Munich

Existenzsicherung am Lebensabend

In den um 1220 entstandenen Versen bringt Walther seine Dankbarkeit für das Lehen zum Ausdruck, dass ihm durch Kaiser Friedrich II. übertragen worden ist. Um was für ein Lehen es sich dabei gehandelt hat, wissen wir nicht genau. Es könnte sich um ein Stück Land, aber auch um eine Leibrente oder ein Amt gehandelt haben.

In jedem Fall hat das Lehen dem Dichter aber zum Ende seines Lebens zu jener Sicherheit verholfen, die er zuvor so schmerzlich vermisst hatte. Offenbar war das Lehen mit einer finanziellen Ausstattung verbunden, die ihm einen einigermaßen sorglosen Lebensabend ermöglichte.

Außerdem bringt Walther in seinen Versen aber auch noch einmal die Demütigung zum Ausdruck, die es für ihn bedeutete, ständig auf die Gnade der hohen Herren angewiesen zu sein. Deutlich wird zudem, dass deren Mildtätigkeit offenbar nicht verhindern konnte, dass andere seine niedere Herkunft an seinem Äußeren erkannten und er im Winter nicht unter den Glücklichen war, die näher an der Wärme spendenden Kamin schlafen durften.

Durch das Lehen hatte er nun eine andere Stellung in der Gesellschaft. Es war eben nicht nur mit regelmäßigeren Einkünften, sondern auch mit einem höheren Ansehen verbunden.

Dichterische Belege für Walthers Leiden an seinen materiellen Nöten

Wie erniedrigend seine Bettelexistenz für ihn gewesen sein muss, bezeugen die zahlreichen Bezugnahmen auf Geiz oder Großzügigkeit seiner echten oder vermeintlichen Mäzene in seiner Dichtung. Einen Eindruck davon vermitteln die folgenden Beispiele.

Im ersten Beispiel beklagt Walther die mangelnde Freigiebigkeit der Fürsten 1224 auf dem Nürnberger Hoftag (dem mittelalterlichen Vorläufer der Reichstage, der Versammlungen der wichtigsten Landesherren und ihres Gefolges). Dies kommentiert Walther sarkastisch mit den Worten:

*"Die Fürsten zeigten sich sehr rücksichtsvoll:
Ein jeder überließ dem anderen das Spenden.
Drum musste mit leeren Taschen
das fahrende Volk vom Hoftag scheiden."*

(Si frâgent mich vil dicke, waz ich habe gesehen; 1224; L 84,14)

Das zweite Beispiel spiegelt Walthers Enttäuschung über die mangelnde Großzügigkeit Ottos IV. wider:

*"Getreulich habe König Otto ich
Ehre mit meinem Dienst bezeigt.
Er aber hat untreu sich gezeigt
und sein Versprechen reichen Lohns gebrochen."*

(Ich hân hêrn Otten triuwe, er welle mich noch rîchen; L 26,23)

Besonders hart geht Walther mit dem Markgrafen von Meißen ins Gericht, der ihm offenbar einen zugesagten Lohn verweigert hat. Dazu dichtet er:

*"Manch Angelegenheit des Meißners
hat zu seinem Frommen sich gefügt
durch meine Worte. (...)
Ich könnt' auch jetzt mit meiner Rede
noch Schaden von ihm wenden.
Vergilt er aber dies nicht mit Entschädigung,*

*so soll er weiter Schaden nehmen.
Verzichte gnädigst ich darauf,
so soll er Lob mit Lob vergelten.
Ansonsten werde ich mein Lob auf ihn
auf den Gassen und bei Hofe widerrufen."*

([Ich hân dem Mîssenære](#) / [Der Mîssenære solde](#); [L 106,3](#) und [105,27](#))

Loblieder auf die Freigiebigkeit

Zuweilen äußert Walther seine Kritik auch nicht direkt, sondern auf dem Umweg über einen Appell an die Freigiebigkeit oder ein allgemeines Loblied auf die Mildtätigkeit seiner Geldgeber. Dies ist etwa bei folgenden an Philipp von Schwaben gerichteten Versen der Fall:

*"An Gut und Ansehen habt,
hochgeschätzter König,
Ihr so viel wie der Könige zwei.
Mit beidem geht freigiebig um!
Denn wunderbar gedeiht die Saat
der Mildtätigkeit im Herzen dessen,
der sein Gut mit andern teilt."*

([Philippe, künec hêre](#); L 16,36)

Walther hat sich allerdings nicht nur über die mangelnde Großzügigkeit seiner Gönner beklagt. Entsprechend ihrer Mildtätigkeit seinen Vorstellungen, so hat er auch nicht mit Lob gezeit. Dies war etwa bei dem Landgrafen von Thüringen, Hermann I., der Fall. Ihn preist Walther mit den Worten:

*"Bestrebt, den Tugendhaftesten zu dienen,
zähle zum Gefolge ich*

*des mildtätigen Landgrafen.
Mildtätig zeigen oftmals wohl
auch andere Fürsten sich.
Niemand aber war und ist
beständiger darin als er."*

(Ich bin des milten lantgrâven ingesinde; L 35,7)

Noch überschwänglicher fällt das Lob für die Babenberger Herzöge aus. Das dichterische Denkmal, das Walther ihnen und dem Leben am Wiener Hof gesetzt hat, stellt jedes andere seiner Loblieder auf Freigiebigkeit und Mildtätigkeit in den Schatten:

*"Hat irgendjemand Größeres gesehen,
als ehrenhalber wir am Hof
zu Wien empfangen haben?
Wahre Wunder hat der junge Fürst
bewirkt mit seinen Werken.
So freigiebig hat er verteilt sein Hab und Gut,
als wollte er nicht länger leben."*

(Ob ieman spreche, der nû lebe; L 25,26)

Heikle Unmutsäußerungen

Die häufige Thematisierung seiner materiellen Lage durch Walther zeigt nicht nur, wie sehr der Dichter unter der ständigen Ungewissheit und der – zumindest in Bezug auf andere Höflinge – unzureichenden Ausstattung gelitten haben muss. Die Zitate erzählen auch von einem selbstbewussten Minnesänger, der sich seines Könnens und seines Wertes durchaus bewusst war und auch in materieller Hinsicht eine entsprechende Anerkennung dafür einforderte.

Erstaunlich ist dabei vor allem, dass wir überhaupt von den Klagen Walthers über den häufig offenbar wenig respektvollen Umgang der hohen Herren mit ihm wissen. Zwar hat er seine Kritik oft nur in verklausulierter Form – etwa durch ein Lob des gegenteiligen, freigiebigeren Verhaltens – zum Ausdruck gebracht. Mitunter hat er das Verhalten seiner Gönner jedoch auch recht unverblümt kritisiert.

So steht der oben wiedergegebenen andeutenden Kritik der mangelhaften Freigiebigkeit Philipps von Schwaben die offenere Unmutsäußerung in der so genannten "Philippschelte" gegenüber (L 19,17). Darin wirft Walther dem Herrscher unzweideutig vor, die ihm entgegenbrachte Ehrerbietung nicht von sich aus entsprechend zu entlohnen ("dun sîst niht dankes milte").

Da Walther von den Kritisierten abhängig war, ist zumindest bei den unverhohlenen kritischen Versen – die überdies zuweilen mit einer gehörigen Portion Sarkasmus gewürzt waren – kaum vorstellbar, dass er sie seinen Gönnern ins Gesicht gesagt (bzw. gesungen) hat. Im Falle Philipps von Schwaben und Ottos IV. kommt noch hinzu, dass die Würde des Königs – und erst recht die des Kaisers – damals unmittelbar auf Gott zurückgeführt wurde. Kritik konnte daher in diesem Fall nicht nur den Vorwurf der Majestätsbeleidigung, sondern auch den Verdacht der Gotteslästerung nach sich ziehen.

Andererseits muss Walther die entsprechenden Verse angesichts der damals üblichen mündlichen Vortragsweise aber öffentlich vorgetragen haben. Denkbar ist, dass er sie – ebenso wie seine papstkritischen Verse – nur vor den Gegnern der Kritisierten vorgetragen hat. Möglicherweise hat er sie aber auch lediglich im kleinen Kreis zum Besten gegeben, im Beisein anderer fahrender Sänger, die seine Verse dann – wohl, weil sie sich mit seiner Kritik aufgrund ähnlicher Erlebnisse identifizieren konnten – weitergetragen haben.

Ein Lehen als Tor in ein neues Leben

Aufgrund der Masse der dichterischen Klagen Walthers über den unangemessenen Umgang mit ihm dürfte seine Kritik allerdings den Adressaten kaum vollständig verborgen geblieben sein. So manche potenzielle Geldquelle dürfte daraufhin versiegt sein.

Vor diesem Hintergrund ist es erstaunlich, dass Friedrich II. Walthers oben wiedergegebener dichterischer Bitte nach dauerhafter Unterstützung stattgegeben hat. Nicht nur hätte das permanente Drängen Walthers auf eine dauerhafte Unterstützungsleistung auch die gegenteilige Reaktion auslösen können. Den Beratern Friedrichs dürfte auch ebenso wenig wie diesem selbst entgangen sein, dass Walther seinem Kontrahenten Otto IV. noch 1212 – nachdem dieser bereits exkommuniziert war und der Papst ebenso wie eine Reihe von Landesherren sich für Friedrich II. als neuen König ausgesprochen hatten – dichterisch gehuldigt hatte.

Freilich handelte es sich bei den Otto gewidmeten Versen um eher allgemein gehaltene, unpersönliche Lobeshymnen. Auf die Zuerkennung des Lehens durch Friedrich II. antwortete Walther dagegen mit Versen, aus denen echte Begeisterung und tief empfundene Dankbarkeit sprechen. Jedes Wort darin zeugt von der großen Erleichterung, wenigstens die letzten Lebensjahre nicht mehr mit dem ständigen Zwang zu dichterischer Prostitution und der Ungewissheit über das eigene Schicksal verbringen zu müssen.

Als Feingeist unter Rittern

Alltagsprobleme eines mittelalterlichen Dichters

In der berühmten Abbildung in der Manessischen Liederhandschrift wird Walther von der Vogelweide als eine Art Dichterkönig porträtiert. Sein Alltag als Dichter war jedoch von so vielen Hindernissen geprägt, dass er sich kaum sehr "königlich" gefühlt haben dürfte.



Collage mit dem Porträt Walthers von der Vogelweide in der Großen Heidelberger (Manessischen) Liederhandschrift (Codex Manesse; um 1300)

*[Am Thüringer Hof]
(Thüringer Hofschelte)*

Wer an einem Ohrenleiden krankt, dem rate ich:
Mach einen Bogen um den Hof von Thüringen.
Denn wenn du dorthin deine Schritte lenkst,
so wirst Gehör du und Verstand verlieren.

Der Landgraf ist von solchem Schlag,
dass er sein Hab und Gut vertrinkt
mit kampferprobten Ritterscharen,
die laut sich ihrer Heldentaten rühmen.

So großmütig ist er, dass um jeden Preis
er seine Gäste bewirten würde.
Und kostete ein Fass auch tausend Pfund –
die Becher seiner Gäste wären niemals leer.

So verdrängt ein Gästeheer das andere,
Tag und Nacht wird Wein getrunken
fuderweise. Da ist's ein Wunder, dass der Hof
nicht längst in tauber Nacht versunken ist.

*(Der in den ôren siech von ungesühte sî; L 20,4;
textkritische Edition in LdM)*

Walther als Dichterkönig

Wie Walther von der Vogelweide ausgesehen hat, wissen wir, wie gesagt, nicht. Die überlieferten Bilder von ihm sind alle erst lange nach seinem Tod entstanden. Sie sind zudem stark stilisiert und ähneln denen anderer Minnesänger. Den damaligen Künstlern ging es dabei nicht darum, der vermuteten Physiognomie des Dichters nahezukommen, sondern ihn durch den Verweis auf Charakteristika seiner – aus seinem Werk abzulesenden – Persönlichkeit zu porträtieren.

Vor allem eine Darstellung hat unser Waltherbild nachhaltig geprägt. Dabei handelt es sich um die Abbildung in der um 1300 entstandenen Großen Heidelberger Liederhandschrift, die nach ihrem mutmaßlichen Auftraggeber, dem Züricher Ratsherrn Rüdiger Manesse, auch "Manessische Liederhandschrift" oder "Codex Manesse" genannt wird.

Die Abbildung zeigt Walther sinnierend auf einem Felsen, eine Hand auf die Knie gestützt. Sie bezieht sich auf den Anfang des ersten Spruchs im Reichston, also der berühmten "Reichsklage" des Dichters (der weiter unten ein eigenes Kapitel gewidmet sein wird).

Das Porträt zeichnet das Bild eines edelmütigen, hochgeehrten Dichterphilosophen. Deutlichstes Anzeichen hierfür ist die Krone auf seinem Haupt, die ihn über alle anderen Dichter erhebt. Zusätzlich verweist das zwar einfache, mit seinem samtigen Glanz aber zugleich kostbar wirkende Gewand auf die besondere Wertschätzung für Walther.

Der Sänger und die Säufer

Wie das eingangs wiedergegebene Gedicht Walthers über das Leben am Eisenacher Hof, die so genannte "Thüringer Hofschelte", zeigt, ist man Walther zu seinen Lebzeiten allerdings keineswegs

immer mit einer solchen Hochachtung begegnet. Vielfach hatte er wohl eher Schwierigkeiten, sich überhaupt mit seiner Kunst Gehör zu verschaffen.

Natürlich müssen wir bei dem Gedicht die Übertreibungen berücksichtigen, mit denen Walther das Geschehen in Szene setzt. Vielleicht hatte er vor dem Verfassen der Verse gerade ein frustrierendes Erlebnis, möglicherweise gab es auch eine außergewöhnliche Ballung von Gelagen. Dennoch wirft das Gedicht ein Schlaglicht auf die Lebensumstände eines mittelalterlichen Dichters.

Dass es sich bei den Zusammenkünften bei Hofe hauptsächlich um Männerrunden handelte, bei denen einer den anderen mit Trinkfestigkeit und Belegen seiner Manneskraft zu übertrumpfen suchte, dürfte kaum aus der Luft gegriffen sein. In einer solchen Runde wäre ein empfindsamer Dichter auch heute noch ein Außenseiter, der damit rechnen müsste, mit steigendem Alkoholisierungsgrad zunehmend zum Gegenstand des Spotts der anderen zu werden.

Dies wird zur Zeit Walthers noch weit stärker der Fall gewesen sein. Damals nämlich war nicht nur das Dichten für einen Mann eine eher ungewöhnliche Beschäftigung. Auch das Schreiben und Lesen war etwas, das man eher mit Mönchen als mit "echten Männern" assoziierte.

Bei einem Alphabetisierungsgrad, der vermutlich deutlich unter zehn Prozent lag, galt nicht Bildung, sondern Kämpferprobtheit als Ausweis wahrer Männlichkeit. Ein feingeistiger Dichter stand so zwangsläufig im Verdacht, den Normen der testosterontrunkenen Tafelrunden nicht zu entsprechen.

Ein trinkfreudiger Kunstförderer

Dennoch konnte Walther es sich natürlich nicht leisten, diesen Runden fernzubleiben. Dies lag zum einen schlicht daran, dass er selbst auf die dabei gereichten Speisen angewiesen war. Zum anderen erwartete aber auch sein Dienstherr, in diesem Fall der thüringische Landgraf Hermann I., dass er bei den Treffen anwesend war.

Für den Landgrafen war es eine Prestigeangelegenheit, sich einen Minnesänger wie Walther als Hofsänger zu halten. Daneben schätzte er wohl auch Walthers propagandistische Unterstützung in politischen Fragen, von der im zweiten Kapitel die Rede war – auch wenn Hermann I. darauf kaum angewiesen gewesen sein dürfte.

Als Nebeneffekt ergab sich daraus freilich auch eine Förderung der Kunst. Schließlich hat Hermann I. neben Walther auch andere mittelalterliche Künstler unterstützt. So hat etwa auch Wolfram von Eschenbach, der Schöpfer des *Parzivals*, eine Zeitlang am Eisenacher Hof gelebt und gewirkt.

Dieses Mäzenatentums des Landgrafen war sich Walther durchaus bewusst. So stellt er den Landgrafen in seiner "Thüringer Hofschelte" auch eher als Opfer seiner Großzügigkeit dar denn als obersten Saufkumpanen – als jemanden, der anderen einfach keinen Wunsch abschlagen kann und deshalb auch jedem Saufbruder den Becher bis zum Rand füllt.

Sarkastische Verse gegen einen Pferdemord

Nichtsdestotrotz dürften (nicht nur) am Eisenacher Hof recht raue Sitten geherrscht haben, unter denen Walther immer wieder zu leiden hatte.

Ein Beleg dafür ist die kuriose Geschichte eines Pferdes Walthers, dessen Erschießung der Dichter einem gewissen "Gêrhart Atze" vorwirft (L 82,11 und 104,7). Als Grund für die Tat gibt dieser den Verlust eines Fingers an, der ihm von einem Pferd abgebissen worden sei. Allerdings herrscht offenbar Einigkeit darüber, dass diese Schandtat nicht von Walthers Pferd begangen worden ist. Die Tötung des Tieres war demnach einzig aus blinder Wut oder Mordlust heraus erfolgt.

Als Rechtfertigung für sein Tun führt der Täter nun an, Walthers Pferd entstamme derselben "sippe" wie das angebliche Beißerpferd. Walther entgegnet darauf in einem dieser Begebenheit gewidmeten Spruchgedicht voller Sarkasmus, er schwöre, die beiden Pferde hätten sich gar nicht gekannt ("ich swer mit beiden handen, / daz si sich niht erkanden"; L 104,7).

Walther nutzt hier seine dichterischen Fähigkeiten für die virtuose Formulierung einer Anklage: Das Ziel seiner Verse bestand natürlich darin, Entschädigung für die Freveltat zu erhalten. Dies ist ihm aber anscheinend nicht gelungen – denn ansonsten hätte er die Verse ja gar nicht erst verfassen müssen.

Dabei war die Tötung eines Pferdes keineswegs eine Kleinigkeit. Dies zeigt schon der von Walther angegebene Wert des Tieres: drei Mark. Dies entsprach zur damaligen Zeit dem Vielfachen des Wochenlohns eines Handwerkers. Für Walther, der beständig unter materieller Not zu leiden hatte, war das ein Vermögen.

Ein Pferd zu besitzen, war dabei nicht nur ein Statussymbol für ihn. Er war auf das Pferd auch als Fortbewegungsmittel für seine vielen Reisen von Hof zu Hof angewiesen.

Musikalischer Gedichtvortrag

Die Episode zeigt einmal mehr, dass Walther bei seinen Gedichtvorträgen nicht unbedingt mit einem wohlwollenden Publikum rechnen durfte. Und nicht nur der Gedichtvortrag dürfte für ihn oft mit erheblichen Hindernissen verbunden gewesen sein. Auch der schöpferische Akt selbst gestaltete sich weit schwieriger, als dies in späteren Jahren der Fall war.

Zunächst einmal müssen wir uns vor Augen halten, dass zu Walthers Zeit alles auf den mündlichen Vortrag der Werke ausgerichtet war. Dies bedeutete, dass Walther nicht nur auf Inhalt und Form der Versdichtungen achten, sondern jeweils auch eine passende Melodie dazu entwickeln musste.

Eben deshalb sprechen wir ja auch von "Minnesang" beziehungsweise "Minneliedern" oder von der "Sangspruchdichtung". Ausgehend von dem mittelhochdeutschen Begriff "dôn" für "Melodie" ist insbesondere in letzterem Fall zudem immer wieder vom "Ton" die Rede, wenn Verse oder Versgruppen mittelalterlicher Dichter charakterisiert werden.

Bei Walther ist dies etwa in Bezug auf seine Lobgesänge auf die verschiedenen Herrscher der Fall, die als "Ottenton" oder "Philipps-ton" charakterisiert werden. Angesichts des engen Zusammenhangs von Versstruktur und Melodie bezieht sich der Begriff darüber hinaus auch auf die jeweils zugrunde gelegte Strophenform.

Die Melodien selbst lassen sich größtenteils nur indirekt aus den Strophenformen oder per Analogiebildung zu anderen Texten mit erhaltener Begleitmusik erschließen. Letztere Vorgehensweise bietet sich etwa dann an, wenn Parallelen von Texten Walthers zu älteren Troubadour-Liedern vermuten lassen, dass es auch bei der Melodie Übereinstimmungen gibt. Außerdem kann man sich bei

der musikologischen Recherche die verbreitete Kontrafaktur-Praxis des Mittelalters zunutze machen, also das Singen von Texten zu Melodien bekannter Lieder.

Die bevorzugten Instrumente der Minnesänger und Sangspruchdichter waren wohl Zupf- und Saiteninstrumente, wie etwa die Leier oder die Harfe – wobei Letztere als Begleitinstrument allerdings deutlich kleiner war als heutige Konzertharfen. Diese Instrumente passten nicht nur gut zu dem oft feierlichen Ton der Lieder. Sofern die mittelalterlichen Singer-Songwriter überhaupt eigene Instrumente besaßen, mussten diese vielmehr auch leicht genug sein, um auf den beschwerlichen Reisen mitgeführt werden zu können.

Arbeitsbedingungen eines mittelalterlichen Dichters

Zweifellos musste Walther sich für seine oft sehr komplexen, präzise durchkomponierten Texte und Melodien zuvor Notizen machen, aus denen er schließlich – ebenso wie die Dichter späterer Jahrhunderte – in mehreren Arbeitsschritten das endgültige Werk entwickelte. Insbesondere bei längeren Werken ist es kaum vorstellbar, dass Text und Melodie in der Art einer Stegreifdichtung konzipiert worden sind.

Bei der Textproduktion sah Walther sich allerdings vor weit größere Schwierigkeiten gestellt als seine Dichterkollegen aus der damals noch sehr fernen Zukunft. Denn er verfügte eben nicht über den Luxus von Papier oder gar eines Computers, an dem man beim Schreiben beliebig oft ansetzen und Fehler problemlos per Mausklick korrigieren kann.

Die gängige Schreibunterlage der damaligen Zeit war das aus Tierhäuten hergestellte Pergament. Papier kam erst im späten Mittel-

alter auf, wobei es zu Beginn meist aus Lumpen hergestellt wurde und von entsprechend minderer Qualität war.

Pergament aber war ausgesprochen teuer. Es war undenkbar, das kostbare Material für Notizen zu verschwenden. So dürfte Walther für seine Entwürfe wohl eine Wachstafel oder ein – aus mehreren zusammengebundenen Tafeln bestehendes – Wachstafelbuch verwendet haben. Belege für die Nutzung solcher Tafeln durch die Dichter des hohen Mittelalters finden sich u.a. in der Manessischen Liederhandschrift, wo etwa Gottfried von Straßburg mit einem Wachstafelbuch abgebildet ist.

Die Produktion von Text mit Hilfe von Wachstafeln entsprach allerdings eher einem "Ritzen" als dem, was wir heute als "Schreiben" bezeichnen: Die Buchstaben wurden mit einem "Stilus" genannten Griffel in die Tafeln gekerbt. Wachstafeln boten dabei den Vorteil, dass einzelne Textstellen leicht korrigiert oder der Text auch ganz ausgekratzt werden konnte (daher der Ausdruck "tabula rasa").

Dennoch war der Platz auf den Tafeln natürlich begrenzt. Sofern Walther eine solche Tafel oder ein Wachstafelbuch besessen haben sollte, musste er also jeweils genau überlegen, welche Texte ausradiert werden konnten – sei es, dass er sie auswendig wiedergeben konnte oder dass sie, wie manche Texte aus der Sangspruchdichtung, nur für einen ganz bestimmten Anlass geschrieben worden waren.

Problematische Überlieferungsgeschichte der Werke Walthers

Eben weil die Wachstafeln in der Regel mehrfach beschrieben – respektive "bekratzt" – wurden, ist die Überlieferungsgeschichte der darauf verfassten Texte problematisch: Originalmanuskripte konnten sich so kaum erhalten. Denkbar ist zwar, dass Walther zumin-

dest einzelne seiner Werke später auf Pergament "verewigt" hat. Sollte dem so sein, so sind die entsprechenden Aufzeichnungen jedoch verschollen.

Dass sich dennoch eine relativ hohe Anzahl von Versen Walthers erhalten hat, liegt zum einen an der ausgeprägten mündlichen Überlieferungskultur des Mittelalters, die teilweise die unterentwickelte Schriftkultur kompensierte. Zum anderen sind einzelne Werke Walthers aber offenbar auch von reicheren Gönnern auf Pergament fixiert und so für die Nachwelt erhalten worden.

Auf dieser Grundlage konnten dann ab dem späten 13. Jahrhundert die Werke Walthers und anderer Dichter des hohen Mittelalters in speziellen Sammlungen zusammengestellt werden. Für das Werk Walthers am wichtigsten sind dabei neben der bereits erwähnten "Großen Heidelberger" oder "Manessischen" Liederhandschrift die etwas früher entstandene Kleine Heidelberger, die Weingartner sowie die erst um die Mitte des 14. Jahrhunderts zusammengestellte Würzburger Liederhandschrift.

Die verschiedenen Liederhandschriften enthalten teils unterschiedliche, teils aber auch dieselben Verse Walthers. In letzterem Fall sind allerdings sowohl Schreibweise als auch Anordnung der Verse nicht zwangsläufig identisch. Hier kann also nur durch einen textkritischen Vergleich der einzelnen Sammlungen versucht werden, die ursprüngliche Textfassung zu rekonstruieren.

Dennoch lässt sich in keinem Fall mit letzter Sicherheit ausschließen, dass im Zuge der Überlieferung von den Kopisten neue Elemente in die Texte eingefügt und andere weggelassen worden sind. Auch können die Verse anders zusammengestellt worden sein, als es Walther im Sinn hatte. Jede Textrekonstruktion ist daher in gewissem Sinn selbst wieder ein kreativer Akt, der dem Ursprungstext allenfalls nahekommen, ihn aber nie ganz erreichen kann.

Sommerträume in der Winterhöhle. *Die Realität des Winters und die Kraft der dichterischen Imagination*

Den Widrigkeiten des Winters war man im Mittelalter weit stärker ausgesetzt als heute. Davon konnte auch Walther von der Vogelweide – im wahrsten Sinne des Wortes – "ein Lied singen".



Collage mit dem Porträt Walthers von der Vogelweide in der Großen Heidelberger (Manessischen) Liederhandschrift (Codex Manesse; um 1300)

[Winterlied]

Hell leuchtete die Welt, gelb, rot und blau,
in grüne Gewänder waren der Wald
und seine Geschwister gekleidet,
die kleinen Vögel sangen ihre Lieder.
Doch nun schreit nur die Nebelkrähe.
Hat nicht auch die Farbe sich verändert?
Bleich ist die Welt geworden, bleich und grau,
und malt uns Sorgenfalten auf die Stirn.

Auf einem grünen Hügel thronte ich im Sommer,
Blumen sprossen da und frischer Klee
zwischen mir und einem See.
Das war so herrlich anzusehn!
Doch ach! Wo wir uns Blumenkränze banden,
ist alles nun von Schnee und Raureif überzogen,
den kleinen Vögelchen zum Leid.

Die Toren rufen: "Lass es schneien!"
Arme Leute aber: "O weh! O weh!"
So drückt auch mich eine bleierne Schwermut nieder,
die Winterwehmut lastet schwer auf mir.
Doch all die jammervollen Klagen
würden rasch von meinen Lippen weichen,
wenn es nur endlich wieder Sommer wär'.

Um dem entbehrungsreichen Leben zu entgehen,
wollt' ich schon rohe Krebse essen.
Sommer, mach uns wieder froh!
Gib Wald und Wiesen ihren Schmuck zurück!

Dort spielt' ich mit den Blumen,
dort schwebte meine Seele in der Sonne –
nun hat der Winter sie ins Stroh gejagt.

Vom vielen Liegen bin ich wund wie Esau¹,
ganz struppig ist mein glattes Haar geworden.

Süßer Sommer, wo bist du nur hin?
Wie gerne säh' ich bei der Feldarbeit dir zu!
Wenn diese Schwermut mich noch lang
in ihren Fängen hält, geh' ich am Ende noch
als Mönch ins Kloster Doberlug².

([Diu werlt was gelf, rôt unde blâ](#); L 75,25)

[Vertonung von Qntal](#) (Lied umfasst die ersten drei Strophen)

aus: Qntal V: Silver Swan (2006)

Erläuterungen:

- 1. Esau:** Esau bedeutet wörtlich "der Behaarte, der Struppige". Laut Altem Testament war sein ganzer Leib "rötlich" und wie ein einziger "härener Mantel" – was gut zu der von Walther beschriebenen winterlichen Verwahrlosung passt (vgl. bibelkommentare.de).
- 2. Doberlug:** Gemeint ist das 1165 gegründete Zisterzienserkloster Dobraluh (Dobrilugk), heute Doberlug-Kirchhain (Brandenburg).

Der Winter – einst und heute

Auch für heutige Menschen hält der Winter noch viele Unannehmlichkeiten bereit. Straßenglätte, Grippewellen, fiese Winde, schweißtreibendes Schneeräumen, Lawinen, "Schneechaos" – es gibt einiges, womit der Winter sich auch heute noch unbeliebt macht.

Insgesamt jedoch haben wir den Winter mittlerweile doch gezähmt. Er ist längst kein unberechenbares Raubtier mehr für uns. Auf Skipisten und Rodelbahnen spielen wir sogar mit ihm, und wenn er zu heftig faucht, ziehen wir uns eben in unsere warmen Stuben zurück. Eine existenzielle Bedrohung ist der Winter heute allenfalls an den Rändern der Zivilisation – oder für jene, die sich bewusst seiner Elementargewalt aussetzen, etwa auf Polarexpeditionen oder Bergtouren ins ewige Eis.

In früheren Zeiten war der Winter dagegen stets potenziell lebensbedrohlich. Hiervon vermittelt Walther von der Vogelweide mit seinem Wintergedicht einen sehr plastischen Eindruck. Das mittelhochdeutsche Original ist dabei ausgesprochen kunstvoll gestaltet. So enden die Reime jeder Strophe jeweils auf einen bestimmten Vokal.

Fast scheint es, als hätte Walther mit der Harmonie der Verse die Disharmonie des Winters vertreiben oder zumindest ein wenig abmildern wollen. Auf der Inhaltsebene schildert er die verschiedenen Gefahren, die früher vom Winter für die Menschen ausgingen, allerdings in teils drastischen Bildern. Dies gilt etwa für die folgenden Aspekte des Lebens im Winter:

Unberechenbarkeit des Winters

Der Winter war früher unberechenbarer als heute. Während die Wettervorhersage uns in der Gegenwart wenigstens ein ungefähres Bild von Beginn und Ende einer Schneefront vermittelt, hatten die Menschen in früheren Zeiten keinerlei Vorstellung davon, wann die Schneefälle einsetzen, wie heftig sie ausfallen und wie lange sie andauern werden. So war auch die Sehnsucht nach der wärmeren Jahreszeit umso leidenschaftlicher.

Unzureichende Lebensmittelversorgung

Auch die Lebensmittelversorgung war im Winter früher deutlich schlechter als heute. Frisches Obst und Gemüse gab es nicht, die Möglichkeiten der Vorratshaltung waren begrenzt, Eingemachtes wegen der weniger effektiven Anbaumethoden schneller aufgebraucht.

So konnte man allenfalls Tiere schlachten. Dies zog jedoch, insbesondere im Falle von Milchvieh, ebenfalls schmerzliche Einbußen nach sich. Oft kamen daher nur minderwertige oder wenig schmackhafte Mahlzeiten wie Kohl- und Graupensuppe auf den Tisch – worauf das Gedicht durch den abschreckenden Gedanken des Essens von rohen Krebsen anspielt.

Schwierige Körperhygiene

Auch die Körperhygiene war im Winter wesentlich schwieriger zu organisieren als heute. Konnte man im Sommer einfach in einen See springen, so musste man im Winter umständlich Wasser aus dem Brunnen holen. Abgesehen davon, dass dieser bei großer Kälte zu-

frieren konnte, war das Wasser natürlich kalt und konnte bei begrenzten Brennholzvorräten auch nur eingeschränkt erwärmt werden.

Die Haare wurden so, wie es in dem Gedicht heißt, "struppig", die Haut wund und rau wie bei Esau. Für bibelkundige Menschen war und ist auch dies ein sehr abschreckendes Beispiel: Von seinem Bruder Jakob hinterlistig um sein Erstgeburtsrecht und den Segen des Vaters gebracht, war Esaus Körper durch sein entbehrungsreiches Leben laut Altem Testament wundrot und fühlte sich an wie ein ewiges Büßerhemd.

Der Winter als Analogie zur Hölle

Die Anspielung auf Esau hebt die materielle Not, welche die Menschen früher im Winter leiden mussten, auch auf eine geistige Ebene. Der Winter war eine Art eisige Entsprechung des Höllenfeuers. Er war eine Analogie zur Vertreibung aus dem Paradies, von dem allein die warme Jahreszeit eine Ahnung vermitteln konnte.

Hierzu passt auch der Gedanke, lieber ins Kloster gehen zu wollen, als sich noch länger der winterlichen Kälte auszusetzen. Angedeutet ist darin der Gedanke, dass Gott sich aus der äußeren Welt zurückgezogen hat und nur noch in innerer Versenkung gefunden werden kann. Gleichzeitig lässt die Darstellung der weltabgewandten Klostermauern als letzter Zufluchtsmöglichkeit den Winter noch trostloser erscheinen.

Der Winter als Spiegel sozialer Ungleichheit

Dies alles macht verständlich, warum in dem Gedicht nur die "Toren" dem Schnee mit Gleichgültigkeit begegnen. Dass sie den

"armen Leuten" gegenübergestellt werden, ließe sich vielleicht sogar als versteckte Gesellschaftskritik deuten. Denn als "Toren" erscheinen bei diesem Gegensatzpaar ja offensichtlich die Wohlhabenden, die höhergestellten Adligen, die über ein ausreichendes Polster an Nahrungsmitteln, Heizmaterial und warmer Kleidung verfügten, um sich auch im Winter in ein warmes Nest zurückzuziehen.

Walther dagegen musste froh sein, wenn er in der kalten Jahreszeit überhaupt eine dauerhafte Unterkunft hatte. Gerade im Winter machte sich dabei allerdings schmerzhaft bemerkbar, dass er in den jeweiligen Hofgesellschaften mehr geduldet als geachtet war. Dass der Winter ihn, wie es in dem Gedicht heißt, "ins Stroh" gejagt hat, ist deshalb durchaus wörtlich zu nehmen – auf mehr als ein einfaches Strohlager durften die weniger Privilegierten auch bei winterlicher Kälte nicht hoffen.

Winterblues und Frühjahrsrausch

Walthers Naturlyrik als Spiegel des Alltagslebens

Der Frühling läutete im Mittelalter nicht einfach nur die wärmere Jahreszeit ein. Er war auch das Tor zu einem freieren, ungebundeneren Leben. Dies erklärt die Euphorie, mit der Walther von der Vogelweide den Frühling begrüßt und in seinen Wintergedichten herbeisehnt.



Collage mit dem Porträt Walthers von der Vogelweide in der Großen Heidelberger (Manessischen) Liederhandschrift (Codex Manesse; um 1300)

[Mailed]

Seht auch ihr die Wunder, die der Mai
wieder uns beschert? Hinter Klostermauern
wie auf dem weiten Wiesenteppich –
sein Zauberstab verwandelt überall die Welt.

Wie groß ist, Mai! deine Zauberkraft!
Wen immer du berührst mit deinem Stab,
wer immer erblüht in deinem Glanz –
der Nektar der Jugend durchströmt seinen Leib.

Nun ist das Leben wieder ein Tanz
in deinem duftenden Kleid, lieber Mai,
jetzt taumeln traumwandelnd wir wieder
durch deine bunten Gefilde.

Hört ihr die Vögel tirilieren?
Lasst uns mit ihnen jubilieren,
kommt, singen wir uns hinein
in die wärmenden Arme des Himmels.

Welch herrliche Gewänder, Mai,
du strickst für den Wald und die Heide!
Hass und Streitlust schmelzen wie der Schnee
in deinen mütterlich schlichtenden Händen.

Seht nur, wie um die Wette
Klee und Heidekraut blühen!
Gemeinsam weben sie so
ein Friedenskleid der Welt.

Ach, wenn nur diese roten Lippen
mir ebenso gewogen wären!
Wenn sie an meinem Mund erblühen
statt lachend mich verschmähen würden!

Alles, alles findet Erfüllung, Mai,
in deinen liebestrunkenen Umarmungen.
Mir aber wird von liebe reizenden Lippen
die Erfüllung der Liebe verwehrt.

*(Muget ir schouwen waz dem meien; L 51,13;
textkritische Edition in LdM; Nachdichtung umfasst Strophe 1 bis 4)
Vertonung von Knud Seckel in Anlehnung an ein Troubadour-Lied, das auf-
grund seiner verwandten Thematik zuweilen als Inspirationsquelle für Walther
vermutet wird*

Der Zauberstab des Frühlings

Der Frühling war für einen Menschen, der den Winter auf einer mittelalterlichen Burg verbracht hatte, nicht einfach nur eine Zeit, in der die wärmeren Temperaturen das Leben wieder angenehmer machten. Er ermöglichte vielmehr auch ein freieres, ungebundeneres Leben, das einer geringeren Sozialkontrolle unterworfen war.

Im Frühling konnte man die duftende Toilette des Waldes benutzen und sich mit weichem Moos säubern, anstatt sich in die Gestankwolken des Burg-Aborts hüllen zu müssen. Man konnte sich beim Bad in einem See erfrischen, und man konnte wohl auch mal ein Schäferstündchen in "Gottes freier Natur" genießen, wo der Himmel viel nachsichtiger war, als es das gestrenge Auge der Amtskirche glauben machen wollte.

Dies alles erklärt die Inbrunst, mit der Walther in seinen Wintergedichten der Sehnsucht nach dem Frühling Ausdruck verleiht. Der Traum vom Mai, der den Winter in die Flucht treibt, lässt die Widrigkeiten des Winters leichter ertragen. In einem seiner Lieder ruft der Dichter etwa fast trotzig aus, er werde eben dort, wo gegenwärtig die Erde von Raureif überzogen ist, Blumen pflücken ("so lise ich bluomen dâ rîfe nû lît"; L 39,6).

Die dichterische Imagination trägt damit hier den Sieg über die harte Realität davon. So wird auch an anderer Stelle der winterliche Traum von den "bluomen rôt (...) an grüener heide" als Kraftquell gegen den inneren und äußeren Frost beschworen. Immer wieder wird dabei die Unbarmherzigkeit des Winters am Leid der schwächsten Kreaturen – der "kleinen Vögelchen" – exemplifiziert:

*"Das Leiden an des Winters Kälte
ließ verstummen den Gesang der Vögel."*

("Der rîfe tet den kleinen vogellîn wê,

daz si niht ensungen"; L 114,23).

Lange Wintertage auf mittelalterlichen Burgen

Angesichts all der Entbehrungen, die der Winter für einen Menschen des Mittelalters mit sich brachte, ist es nur allzu verständlich, wenn Walther sich an anderer Stelle wünscht, die kalte Jahreszeit vollständig zu "verslâfen" (L 39,6). Dies gilt umso mehr, als es tagsüber – außerhalb des Stroh- und Deckenlagers der Nacht – bitterkalt war in den Burgen. Eine Feuerstelle gab es lediglich in dem zentralen Aufenthaltsraum, dem "Rittersaal" – und daneben vielleicht noch in der Kemenate, dem Wohnbereich des Burgherrn und seiner Familie.

Für einen Dichter wie Walther bedeutete dies: Er konnte sich nicht einfach in eine Kammer zurückziehen und dort an seinen Versen basteln. Dafür war es die meiste Zeit über viel zu kalt. Gleiches galt für das Lustwandeln an frischer Luft, das zusätzlich noch durch den Schnee behindert wurde – denn natürlich war allenfalls der Hauptweg zur Burg geräumt.

Beim gemeinsamen Ausharren mit den anderen Burggästen neben dem großen Kamin konnte die Zeit allerdings ziemlich lang werden. In den Bauernhäusern beschäftigte man sich in den Wintermonaten mit Ausbesserungsarbeiten am Haus, Korbflechten oder dem Stopfen von Kleidern. Für Walther wären all dies aber keine standesgemäßen Tätigkeiten gewesen.

Brettspiele in "anrühiger" Umgebung

Als Zeitvertreib blieb ihm neben den langen, sicher nicht immer sehr ergiebigen Unterhaltungen mit den anderen Burginsassen beispielsweise das Brettspiel. So weisen viele der noch heute bekannten und beliebten Brettspiele eine lange, teils bis in die Antike zurückreichende Geschichte auf.

Spiele wie Mühle oder Tric Trac – eine Vorform des heutigen Backgammons – wurden im Mittelalter als eine Art praktische Übung in strategischem Denken und damit auch als geeignete Vorbereitung auf den ritterlichen Kampf- und Turniereinsatz angesehen. Das Schachspiel zählte – neben Reiten, Schwimmen, Bogenschießen, Fechten, der Jagd und der Verskunst – sogar zu dem Kanon der sieben Fertigkeiten, deren Beherrschung von einem Ritter erwartet wurde.

Trotz solcher Ablenkungsmöglichkeiten wird das enge Zusammenleben sicher auch zu Konflikten geführt haben. Dass manche sich gegenseitig nicht "riechen" konnten, ist dabei allerdings auch wörtlich zu verstehen. Am eindrücklichsten bringt dies die Bedeutungsgeschichte des aus dem Französischen stammenden Begriffs "Garderobe" zum Ausdruck.

Wörtlich bezeichnet der Begriff das "Bewahren" bzw. den "Erhalt" der Kleider. Ursprünglich war dies eine Anspielung auf einen Raum neben dem in einen Erker an der Burgwand eingelassenen Abort. Die dort entstehenden Ammoniakdämpfe galten nämlich als stark genug, um das Ungeziefer in den Pelzmänteln abzutöten – was Rückschlüsse auf den Grad der Geruchsbelästigung zulässt, der die Menschen auf den Burgen ausgesetzt waren.

Stärkere soziale Kontrolle im Winter

Hinzu kommt, dass das enge Zusammensein es auch schwer bis unmöglich machte, Geheimnisse voreinander zu haben. So konnte man sich etwa auch nicht einfach mit der Körperwärme eines anderen Burggastes über die winterliche Kälte hinwegtrösten.

Sicher wird man sich die Ritter an den mittelalterlichen Tafelrunden nicht als besonders prüde oder als Vorbilder an Keuschheit vorstellen dürfen. Wenn die Gelegenheit sich bot, waren sie wohl kaum kleinen Abenteuern abgeneigt. Dem stand jedoch der immer stärkere Anspruch der Kirche entgegen, das Sexualleben der Menschen ihren Vorstellungen zu unterwerfen und entsprechend zu regulieren.

So wurde die Ehe 1184 auf dem Konzil von Verona in den Rang eines Sakraments erhoben. Dadurch wurde es noch schwerer, erotische Abenteuer ohne den Segen der Kirche zu genießen.

Die Wünsche und Moralvorstellungen der damaligen Menschen dürften kaum deckungsgleich gewesen sein mit den rigiden Sexualnormen der Kirche – und es werden sich auch kaum alle daran gehalten haben. Der strenge Moralkodex bot jedoch eine Handhabe, anderen zu schaden, indem man sie des Übertritts der kirchlichen Normen bezichtigte. Dies konnte zu empfindlichen Sanktionen – bis hin zur Exkommunikation – und in der Folge zu sozialer Marginalisierung führen.

Frühlingseuphorie

All dies erklärt die Euphorie, mit der Walther in seinem "Mailied" den Frühling begrüßt. Dass er dessen Zauberkraft alles zum Guten wenden lässt außer der Gunst seiner Angebeteten, ist dabei wohl

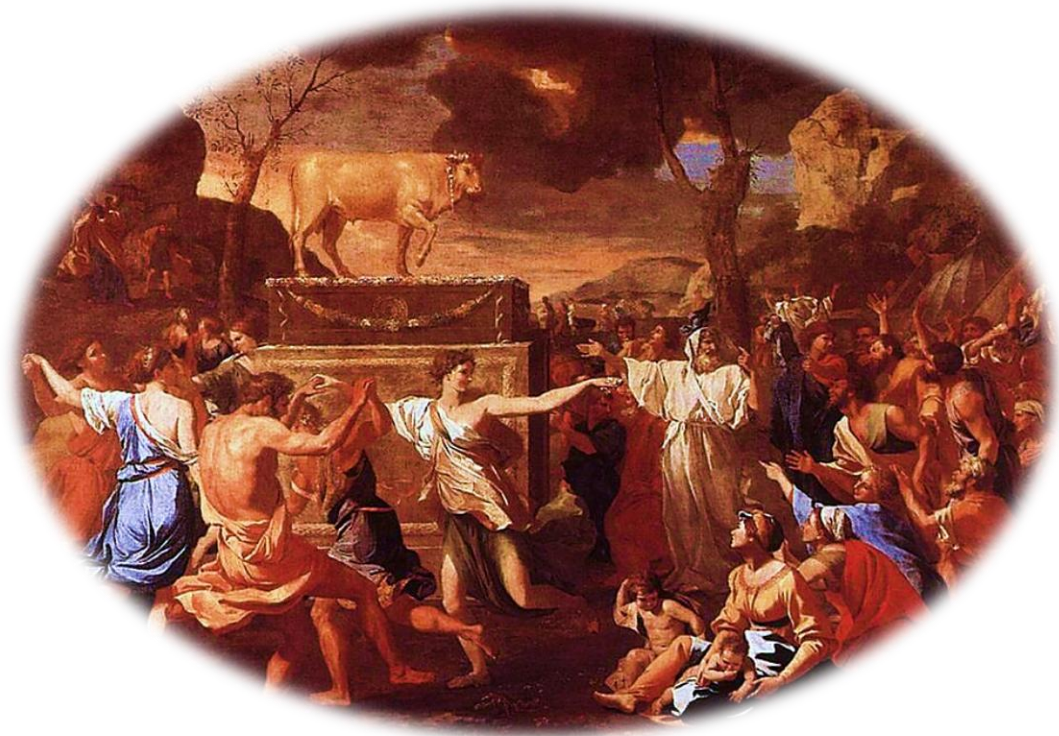
vor allem der Konvention geschuldet: Ein Minnesänger wie er musste eben stets den Enthaltamen mimen, der nicht darauf hoffen darf, von seiner gottgleichen Favoritin erhört zu werden.

Was das tatsächliche Liebesleben Walthers anbelangt, so gilt indes auch hier, in Abwandlung eines späteren Spruchs: Der Edelmann genießt – und schweigt.

Äußerer und innerer Reichtum

Walthers Warnungen vor der Bindung an irdische Güter

Immer wieder warnt Walther von der Vogelweide vor den Fallstricken äußeren Reichtums. Er verurteilt diesen zwar nicht grundsätzlich, gibt aber zu bedenken, dass er von dem wichtigeren inneren, seelischen Reichtum wegführen könne.



*Nicolas Poussin (1594 – 1665): Die Anbetung des Goldenen Kalbs (um 1634)
London, National Gallery (Wikimedia commons)*

[Die Fallstricke des Besitzes]

Von der Seine bis an die Mur,
vom Po bis an die Trave,
überall versinkt die Tugend in den Fluten,
wenn die Habgier an ihr zerzt.

Einst waren Hab und Gut umsäumt
von Ehrenhaftigkeit und Güte.
Nun aber kleidet sich die Habgier frech
in ihre edelmütigen Gewänder.

Der Ritter prahlt damit vor seiner Dame,
der Fürst vor seinem König.
So verliert sich das Römische Reich
im Tanz um das Goldene Kalb.

Kann ich nur so zu Hab und Gut gelangen,
will lieber ich am Bettelstabe enden.
Wo "Hab und Gut" nach Habgier klingt,
gedeiht in Armut nur der Edelmut.

*(Ich hân gemerket: von der Seine unz an die Muore; L 31,13;
textkritische Edition in LdM)*

Ein Bescheidenheitsappell als Trotzreaktion eines armen Sängers?

Ein Appell Walthers gegen Habgier und die Konzentration auf irdische Güter? Vor dem Hintergrund seines oben nachgezeichneten lebenslangen Kampfs um materielle Sicherheit und eine standesgemäße Ausstattung seiner Existenz erscheint das auf den ersten Blick wenig glaubwürdig.

So könnte man zunächst psychologisch an die Verse herangehen und in ihnen eine Art Trotzreaktion sehen. Der Neid auf den materiellen Reichtum der anderen würde dabei mit dem Stolz auf den eigenen inneren Reichtum – also das gottgefällige Denken und Handeln – kompensiert werden.

Allerdings darf man Walthers Streben nach materieller Sicherheit auch nicht mit Habsucht verwechseln. Was er sich erhoffte, war ja keineswegs übermäßiger Prunk und Reichtum, sondern lediglich ein Leben, das nicht von fortwährenden Existenzsorgen bestimmt war.

Janusköpfigkeit irdischer Güter

So gesehen, war es kein Widerspruch, dass Walther gleichzeitig nach materieller Sicherheit strebte und vor den Fallstricken des Besitzes warnte. Worum es ihm ging, war der richtige Umgang mit irdischen Gütern. Diese sah er einerseits als Gefahr für das Seelenheil, von dem sie bei einer zu starken Ausrichtung des Geistes auf sie ablenken können. Andererseits betonte er jedoch auch immer wieder die Chancen, die sich aus einer mildtätigen Verwendung des eigenen Besitzes für das Seelenheil ergeben können.

Diese Janusköpfigkeit irdischer Güter betont Walther auch in einem anderen Spruchgedicht. Hätte er ihm einen Titel gegeben, so hätte dieser vielleicht "Fruchtloser Reichtum" lauten können:

[Fruchtloser Reichtum]

Wie seltsam hat doch der,
der aus dem Nichts uns hat erschaffen,
verteilt die Gaben unter uns!

Den einen gab er edlen Sinn,
den andern dafür Hab und Gut,
was aber ihre Güte schwächt.

Doch strebt nach Edelmut
der Reiche nicht, so zieh den armen,
aber edlen Mann ich vor.

Wahrhaft edel ist nur der,
der nach Herzensadel strebt:
Nur der verdient sich Gottes Gnade.

Wer aber statt nach Güte
nur nach Gütern strebt,
der wird arm im Herzen sterben.

Kein Lohn wird ihm beschieden sein.
Sein Reichtum wird auf dieser Welt
und auch im Himmel keine Früchte tragen.

(Waz wonders in der werlte vert; L 20,16)

Soziokulturelle Hintergründe von Walthers Reichenkritik

Auch in diesem Fall lässt sich die Betonung der Gefahren für das Seelenheil, die dem Reichtum inhärent sind, zunächst auf Walthers persönliche Situation zurückführen. Die Verse erscheinen dabei als eine Art kleine Revanche für all die Schmähungen und Zurückweisungen, die ihm als "Betteldichter" von seinen reichen Möchtegern-Mäzenen zugefügt worden sind.

Darüber hinaus geben die Verse aber auch eine Stimmungslage wieder, die zu Beginn des 13. Jahrhunderts vielerorts aufkam und mit zu der Gründung der Bettelorden der Franziskaner und Dominikaner beigetragen hat. Dabei ging es um die in den eingangs aufgeführten Versen zum Ausdruck gebrachte Empfindung, dass äußerer immer stärker über inneren Reichtum triumphiert und zudem immer offener zur Schau gestellt wird.

Hintergrund dieser Empfindung war zunächst die sich durch das gesamte Mittelalter hindurchziehende kirchliche Reformbewegung, die immer wieder eine Rückkehr zum biblischen Armutsgebot einforderte. Im Spätmittelalter entwickelte sich daraus die Bewegung der Buß- und Wanderprediger, die von Stadt zu Stadt zogen und auf Marktplätzen an die Menschen appellierten, sich von weltlichen Gütern abzuwenden.

Darüber hinaus rückten die Menschen durch das spätmittelalterliche Städtewachstum aber auch enger zusammen. Reichtum und Armut stießen so unmittelbarer aufeinander, soziale Unterschiede wurden greif- und spürbarer. Gleichzeitig nahm die Verankerung in der Ständeordnung, die soziale Unterschiede als gottgegebene Tatsache deutete, sukzessive ab.

War Walther ein Revoluzzer?

Zwar klingt in Walthers Versen unverkennbar das bekannte Bibelwort an, wonach eher ein Kamel durch ein Nadelöhr geht, als dass ein Reicher in den Himmel komme. Dennoch ist er mit seiner Reichenkritik kein früher Vorläufer der sozialreformerischen Bewegungen der Frühen Neuzeit oder gar der späteren sozialistischen Ideen. Ihm geht es lediglich um die gottgefällige Verwendung des Besitzes.

Auch Walthers eigene Identifikation mit Armut ist eher ideeller Natur. Denn er selbst mag sich zwar in Bezug auf seine reichen Gönner als arm empfunden und auf dieser Grundlage mit den wahrhaft Armen identifiziert haben. In Wirklichkeit war sein Lebenswandel von echter Armut jedoch weit entfernt.

Demnach lässt sich aus Walthers Versen auch keine Infragestellung der mittelalterlichen Sozialordnung herauslesen. Er hinterfragt nicht soziale Unterschiede, sondern lediglich die Annahme, dass ein höherer Stand und größere Besitztümer einen Menschen näher zu Gott bringen können. Dafür unterscheidet er zwischen innerem und äußerem Reichtum und betont, dass Letzterer für die Erlangung und den Erhalt von Ersterem sogar hinderlich sein könne, sofern er die Sinne von der Konzentration auf das Wesentliche – die Gnade Gottes – ablenke.

Wie soll man leben auf dieser Welt?

Walthers Friedensappell in seiner "Reichsklage"

In seiner berühmten "Reichsklage" betont Walther von der Vogelweide die Notwendigkeit äußeren für die Erlangung inneren Friedens. Das Gedicht ist vor dem Hintergrund des mittelalterlichen Fehdewesens zu sehen, weist aber auch aktuelle Bezüge auf.



"Dietmar der Setzer"; Abbildung in der Großen Heidelberger (Manessischen) Liederhandschrift (Codex Manesse), um 1300 (Wikimedia commons)

[Klagelied]
(Reichsklage)

Mit übereinandergeschlagenen Beinen,
einen Ellbogen aufs Knie gestützt,
das Kinn und meine Wange
in meine Hand geschmiegt –

so saß ich einst gedankenversunken
auf einem Felsen und fragte mich:
Wie soll man leben auf dieser Welt?

Keinen Rat könnte ich geben,
wie man die drei wichtigsten Dinge
auf Erden so erwürbe,
dass keines von ihnen verdürbe.

Die ersten beiden sind weltliches Ansehen
und irdischer Besitz,
die oft einander im Wege stehen,
das dritte ist Gottes Gnade,
die über den beiden anderen steht.

Gerne würd' ich die drei Schätze
in einem einzigen Schrein bewahren.
Dass aber alle drei gedeihen
gemeinsam in einem Herzen,
das kann leider nicht geschehen.

Auf jedem Weg, auf jedem Steg
belauern uns Gewalt und Treuebruch.

Recht und Frieden liegen wund darnieder.
Doch solange diese beiden nicht genesen,
kann mein Schatz als Dreiklang nicht bestehen.

*(Ich saz ûf eime steine; L 8,4;
textkritische Edition in LdM)*

Kein innerer ohne äußeren Frieden

Walthers Reichsklage wirft noch einmal ein anderes Licht auf seine Warnung vor der Verstrickung in die Welt der irdischen Güter, von der im vorigen Kapitel die Rede war. Seine Zweifel an der Möglichkeit, inneren und äußeren Reichtum, innerweltliches Ansehen und Gnade vor Gott miteinander zu verbinden, werden hier auch mit fehlendem Frieden und mangelnder Rechtssicherheit begründet.

An anderer Stelle führt Walther Gewaltanwendung und Rechtsunsicherheit auch explizit auf unkontrollierte Habgier zurück. Diese wird von ihm mit scharfen Worten verurteilt:

*"Wie kann einer weise sein,
wenn er mit voller Absicht
Schandtaten und gar Todsünden
für den Erwerb von Hab und Gut begehrt?
(...)*

*Der wahre Weise strebt nach nichts so sehr
wie nach ehrenhaftem Handeln
zu Gottes Huld und Wohlgefallen."*

(Swer houbetsünde unde schande tuot; L 22,18)

Das Gedicht vor dem Hintergrund des mittelalterlichen Fehdewesens

Die Verse treten erst dann in ihrer vollen Bedeutung vor Augen, wenn man sie vor dem Hintergrund des mittelalterlichen Fehdewesens betrachtet. Dieses bezog sich im Mittelalter auf eine Konfliktlösungsstrategie, bei der Streitigkeiten zwischen zwei Parteien mit Hilfe einer formalisierten Art von Gewaltanwendung gelöst werden sollten.

Grundlage für das Fehdewesen war die Tatsache, dass es im Mittelalter noch kein staatliches Gewaltmonopol gab. Die mittelalterlichen Herrscher versuchten zwar immer wieder, die Fehdepraxis einzudämmen, konnten sie jedoch nur regulieren und nicht gänzlich abschaffen. Erst auf dem Wormser Reichstag wurde 1495 mit dem "Ewigen Landfrieden" die Fehde untersagt und die allmähliche Durchsetzung des staatlichen Gewaltmonopols in die Wege geleitet.

Zu Walthers Zeit aber war es noch an der Tagesordnung, dass man sich für tatsächlich oder vermeintlich erlittenes Unrecht durch eine Fehde schadlos zu halten versuchte. Dafür bedurfte es nur eines "Fehde-" beziehungsweise "Absagebriefs", mit dem das eigene Vorgehen angekündigt wurde.

Dabei waren auch schwere Gewalttaten – wie etwa das Niederbrennen von Häusern – erlaubt. Der Nürnberger Landfrieden legte dafür 1186 lediglich eine Ankündigungs- respektive "Absagefrist" von drei Tagen fest.

Fehdebriefe waren so nicht selten der Auftakt zu regelrechten Kleinkriegen, bei denen etwa im Spätmittelalter Städte angegriffen wurden, wenn sie nach Reichsunmittelbarkeit, also der direkten Unterstellung unter den Kaiser, strebten und sich aus der Tributpflicht gegenüber einem regionalen Herrscher zu lösen suchten. Gleichzeitig

fürhte die Fehdepraxis aber auch zu einer allgemeinen Verrohung der Sitten, indem sie mit der Akzeptanz der Gewaltanwendung zur Durchsetzung von Partikularinteressen das Prinzip des "Rechts des Stärkeren" unterstützte.

Fehdewesen und Raubrittertum gingen so nahtlos ineinander über. Hierauf spielt auch Walther in seiner "Reichsklage" an. Darin beklagt er die überall lauende Gewalt ("gewalt vert ûf der strâze") und führt dies auf die unvollständige Sicherung von Frieden und Recht zurück ("fride unde reht sint sêre wunt": "Frieden und Recht liegen wund darnieder"; L 8,4)

In dieser Situation erscheint es unmöglich, die "drei wichtigsten Dinge" im Leben – nach Walther "êre" (weltliches Ansehen), "varnde guot" (irdischen Besitz) und "gotes hulde" (Gottes Gnade) – miteinander in Einklang zu bringen. Wenn nämlich weltliches Ansehen durch die Fähigkeit eines Menschen, sein echtes oder vermeintliches Recht durch die Anwendung von Gewalt gegen andere durchzusetzen, erlangt werden kann, so ist das solcherart erworbene Ansehen nicht mit "gotes hulde" vereinbar. Gleiches gilt für einen durch Straßenraub oder eine erfolgreich geführte Fehde erlangten Besitz.

Aktualität von Walthers Versen

Walthers Verse mögen zwar durch die Zeitumstände motiviert sein. Dies heißt allerdings nicht, dass sie keinerlei Aktualität mehr hätten.

So bedeutet etwa die Tatsache, dass es heute ein staatliches Gewaltmonopol gibt, keineswegs, dass niemand mehr seine Interessen mit Gewalt durchzusetzen versuchen würde. Auch von einer allgemeinen Achtung vor dem Recht kann keine Rede sein. Sowohl die

Menschenrechte als auch das Völkerrecht werden vielerorts mit Füßen getreten.

Was die Unterschiede zwischen Armen und Reichen und die Bereitschaft von Letzteren, mit anderen zu teilen, anbelangt, sind wir heute ebenfalls nicht weiter als früher. Gleiches gilt für Ansehen und Prestige, die heute wie damals weit eher durch äußere Güter, Machtbewusstsein und selbstbewusst-selbstgefälliges Auftreten als durch geistige Werte, Bescheidenheit und ein zurückhaltendes Auftreten erlangt werden können.

Mit anderen Worten: Die Welt hat sich seit dem Mittelalter zwar weitergedreht. Moralisch tritt die Menschheit jedoch auf der Stelle. Walthers Kritik an einem auf äußere Dinge gerichteten Leben, das Mitgefühl mit anderen sowie das Streben nach geistigen Werten und innerer Erfüllung vernachlässigt, hat deshalb nichts von ihrer Aktualität eingebüßt.

Der Papst als Antichrist

Walthers Papst- und Kirchenkritik

Walther von der Vogelweide hat teilweise sehr heftige Kritik an Papsttum und Amtskirche geübt. Darin spiegelt sich die religiöse Erneuerungssehnsucht seiner Zeit, aber auch der Machtkampf zwischen Papst- und Kaisertum wider.



*Die zwei Gesichter des Papstes; Papst-Karikatur aus dem 16. Jahrhundert
Utrecht/Niederlande, Museum für religiöse Kunst
(Museum Catharijneconvent); Wikimedia commons*

[Der neue Judas]

Verwirrung hält die ganze Welt umfassen.

Alle klagen, aber niemand weiß:
Unser Vater ist's, der Papst in Rom,
dem unser Wehklagen geschuldet ist.

Denn seht: Als stolzer Vater schreitet er voran,
und wir folgen jedem seiner Schritte,
den Fuß in seine Spuren drückend.
Dies aber kann uns in die Irre führen:

Treibt ihn gieriges Verlangen,
so sind auch wir von Gier getrieben.
Ist von Lug und Trug sein Tun bestimmt,
so lügen und betrügen wir mit ihm.

Drum lässt sich kaum zum Schweigen bringen
der Argwohn, der aus solchem Tun erwächst:
Lebt in dem neuen Judas auf dem Thron
vielleicht der Geist des alten Judas fort?

*(Wir klagen alle und wissen doch nicht, was uns wirret; L 33,11;
textkritische Edition in LdM)*

Der Papst als Verräter der Christenheit

Ein relativ großer Teil von Walthers Spruchdichtung kreist um die Kritik an Kirche und Papsttum. Die entsprechenden Verse werden auch treffend unter dem Begriff "Unmutston" zusammengefasst.

Das oben wiedergegebene, auf 1213 datierte Gedicht spricht zunächst ganz generell die Problematik einer auf eine Person zugeschnittenen Organisationsstruktur an: Was, wenn die Person, die das Amt ausfüllt, diesem nicht gewachsen ist? Wenn sie ein schlechtes Vorbild abgibt? Wird das nicht auf alle Menschen, die in dieser Person einen Spiegel ihrer Gemeinschaft sehen, abfärben?

In engem Zusammenhang damit greift das Gedicht die Kirchenkritik auf, die das ganze Mittelalter über virulent war. Denn die Person, an der Walther seine Überlegungen exemplifiziert, ist niemand anderes als der Papst.

Die Kritik an der Amtsführung des höchsten kirchlichen Würdenträgers könnte dabei kaum heftiger ausfallen: Indem er als Reinkarnation des biblischen Judas charakterisiert wird, erscheint er nicht nur als Verräter des Erlösers und seiner Botschaft, sondern letztlich als Verräter der gesamten Christenheit.

Die Heftigkeit von Walthers Papstkritik war zu seiner Zeit allerdings kein Einzelfall. Kirchenkritische Töne waren das ganze Mittelalter hindurch zu hören. Sie führten zu wiederholten Erneuerungsbewegungen, deren deutlichstes Anzeichen die regelmäßigen Ordensneugründungen waren.

Zentrale Aspekte von Walthers Kirchenkritik

Walthers kirchenkritische Verse stehen am Anfang einer neuen Reformwelle: Der von den zisterziensischen und kartäusischen Kloster-

gründungen zu Beginn des 12. Jahrhunderts ausgegangene Reform-
schwung war abgeebbt, die 1209 respektive 1215 gegründeten
Franziskaner- und Dominikanerorden befanden sich gerade erst in
der Entstehungsphase. Walther blickte also nicht mit der Hoffnung
auf Erneuerung, sondern aus der Perspektive eines abermaligen
Verfalls der Sitten auf die Kirche. Seine zentralen Kritikpunkte be-
treffen dabei die folgenden Aspekte:

Lasterhaftigkeit und Heuchelei

*"Uns verheißen sie [die Geistlichen] den Himmel,
wenn wir auf ihre Worte hören.
Mit ihren eig'nen Werken aber streben sie,
sich selbst zum Hohn, der Hölle zu.
Sollten nicht die Pfaffen
keuscher als die Laien sein?
In welchen Schriften haben sie gelesen,
dass ihr Sinnen und ihr Trachten
der Fleischeslust geweiht sein soll?"*

*([Ir bischofe und ir edelen pfaffen, ir sît verleitet](#); L 33,1;
[textkritische Edition](#) in LdM)*

Inkonsequenz und Opportunismus

*"Als Laie wundert man sich über das,
was uns die Pfaffen lehren.
Die Worte, die sie gestern uns verkündet haben,
sollen heute widerrufen werden.
So muss das Alte doch oder das Neue
eine erlogene Lehre sein.
Ehrfurcht vor Gott und ihrem eig'nen Amt*

*gebietet aber, dass sie Klarheit schaffen.
Es passen nämlich nicht
in einen Mund zwei Zungen."*

*(Got qît ze künige, swen er wil; L 12,30;
textkritische Edition in LdM)*

Zweckentfremdung von Geldern

*"Hält einen Schatz erst in der Hand ein Pfaffe,
wird er ihn nie mit andern teilen.
So werden mildtätige Menschen
am Opferstock für ihn zu Spottgestalten."*

*(Sâgent an, her Stoc, hât iuch der bâbest her gesendet; L 34, 14;
textkritische Edition in LdM)*

Wenn Walther auch allgemein kirchenkritische Töne anschlug, so sah er das Grundübel der Kirche – wie das eingangs wiedergegebene Gedicht zeigt – doch in der Kirchenführung, also letztlich im Papsttum, das als schlechtes Vorbild zu einer Abweichung von der christlichen Lehre einlade. Insbesondere Innozenz III., der von 1198 bis 1216 als Papst amtierte, wurde dabei auch relativ unverhohlen und direkt von ihm kritisiert.

In Bezug auf die Zweckentfremdung von Geldern warf Walther dem Papst beispielsweise vor, für einen Kreuzzug bestimmte Mittel nicht wie vorgesehen, sondern für die Ausschmückung von Lateranbasilika und -palast – der damaligen Residenz der Päpste – zu verwenden: "Ich glaube, es kommt nur wenig von dem Silber zu Hilfe in Gottes Land" ("ich wæne des silbers wênig kumet ze helfe in gotes lant"; L 34,14).

Walthers Position im Machtkampf zwischen Papst und Kaiser

Ein weiterer zentraler Kritikpunkt Walthers betrifft den Umgang des obersten geistlichen mit dem obersten weltlichen Vertreter der Christenheit, also das Verhältnis zwischen Papst- und Kaisertum. In theoretischer Hinsicht ging es dabei um die Frage, wer letztlich der oberste Schutzherr der Christenheit ist. Ganz praktisch drehte sich der Konflikt jedoch auch um Machtfragen.

Offen ausgebrochen war dieser Konflikt im Investiturstreit, als zur Zeit der salischen Kaiser Papst und Kaiser sich gegenseitig das Recht zur Einsetzung ("Investitur") der Bischöfe und Äbte streitig gemacht hatten. Angesichts der Tatsache, dass Bischöfe und Klöster damals über beträchtliche Besitztümer und auch weltliche Herrschaftsbefugnisse verfügten, war mit dem Recht zur Besetzung dieser Posten auch ein beträchtliches Machtpotenzial verbunden.

Dieser Streit wurde 1122 im Wormser Konkordat beigelegt. Darin wurde festgelegt, dass zwar Weihe und Ernennung der hohen Geistlichen durch die Kirche erfolgen, der Kaiser den Betreffenden aber die weltliche Macht verleihen sollte. Dadurch wurde einerseits der Autonomieanspruch der Kirche gestärkt. Andererseits wurde dem weltlichen Herrscher so eine Art von Vetorecht eingeräumt. Dies erlaubte es ihm bereits im Vorfeld von Ernennungen, seine Position zur Geltung zu bringen und somit Einfluss auf die Postenbesetzungen zu nehmen.

Die offizielle Beilegung des Investiturstreits bedeutete allerdings keineswegs, dass damit auch der Machtkampf zwischen Papst und Kaiser entschieden worden wäre. So wurde von Seiten der Päpste immer wieder versucht, über das Recht zur Kaiserkrönung ein Gegengewicht zur größeren weltlichen Machtfülle der Kaiser zu etablieren.

Innozenz III. setzte dieses Recht aktiv als machtpolitisches Instrument ein. Zunächst unterstützte er im Thronstreit Otto von Poitou gegen den staufischen Thronanwärter Friedrich II. und dessen Onkel Philipp von Schwaben. Der Grund dafür war die Angst vor einer Einkreisung des Kirchenstaates durch die Staufer, die auch über das bis an dessen Grenzen reichende Königreich Sizilien herrschten.

Nachdem Otto IV. jedoch 1209 zum Kaiser gekrönt worden war, wandte er sich gegen den Papst und versuchte nicht nur die Macht der Staufer im Süden Italiens zu brechen, sondern auch Teile des Kirchenstaates unter seine Kontrolle zu bringen. Daraufhin wurde Otto bereits im Jahr nach der Kaiserkrönung von Innozenz III. exkommuniziert. Zugleich unterstützte er Ottos Kontrahenten Friedrich II. bei der 1212 erfolgten Königswahl, nachdem er ihn bereits 1211 als "anderen Kaiser" ins Gespräch gebracht hatte.

Dieser offene Einsatz des Rechts zur Kaiserkrönung als Mittel der Machtpolitik war ein zentraler Aspekt der Kritik Walthers am damaligen Papst. Dafür legte er ihm in satirischer Weise die folgenden Worte in den Mund:

*"Zwei Deutschen habe ich die Krone aufgesetzt,
auf dass sie mit Verwirrung und Verwüstung
das eigene Reich überziehen.*

*Und während sie sich streiten, füllen wir
mit deutschem Silber unsere Truhen."*

*(Ahî, wie kristenliche nû der bâbest lachet; L 34,4;
textkritische Edition in LdM)*

Persönliche Motive für Walthers Papstkritik

Außer moralischen gab es für Walthers Papstkritik wohl auch persönliche Gründe. So dürfte es ihm kaum gefallen haben, dass Fried-

rich II. im Dezember 1212 mit dem Segen des Papstes zum Gegenkönig erhoben wurde. Schließlich hatte Walther dem konkurrierenden Welfenkaiser Otto – der zu dem Zeitpunkt bereits exkommuniziert worden war – noch im März 1212 auf dem Frankfurter Reichstag dichterisch gehuldigt.

Hinzu kam, dass Walther als Minnesänger hauptsächlich von weltlichen Herrschern Unterstützung erhielt. Zwar unterhielt er auch Kontakte zu geistlichen Herrschern – wie etwa zu Erzbischof Engelbert von Köln oder dem Passauer Bischof Wolfger von Erla. Seine hauptsächlichlichen Mäzene wirkten jedoch an weltlichen Höfen.

So könnte Walthers persönliche Lebenssituation seiner Kritik an Papst und Amtskirche eine zusätzliche Schärfe verliehen haben. Die Exkommunikationspraxis der Kirche kontert er etwa mit dem Vorwurf, dies träfe die Falschen – der eigentliche Adressat des Banns müsste der Papst sein: "Sie bannten, wen sie bannen wollten – nicht den, den sie bannen sollten" ("si bannen die si wolten, / und niht den si solten"; L 9,16).

Der Papst als Teufelsbündler

An anderer Stelle vergleicht er den gegenwärtigen Papst mit einem seiner Vorgänger, nämlich Gerbert von Aurillac, der von 999 bis 1003 die Papstwürde innegehabt hatte. Aufgrund der für seine Zeit außergewöhnlichen Aufgeschlossenheit gegenüber wissenschaftlichen – insbesondere astronomischen und mathematischen – Erkenntnissen und technischen Errungenschaften – wie etwa mechanischen Uhren – wurde ihm von den Zeitgenossen ein Teufelspakt unterstellt.

Hierauf nimmt Walther Bezug, indem er dichtet, der "Zauberer Gerbert" (zouberære Gêrbrehte) habe wenigstens nur sich selbst ins

Verderben gestürzt ("zu Fall gebracht"). Dagegen sei durch den aktuellen Papst auch die gesamte Christenheit dem Untergang geweiht ("sô wil sich dirre und al die kristenheit ze valle geben"; L 33,21).

Der Papst erscheint so nicht nur als Reinkarnation des biblischen Judas, sondern als Personifikation des Antichristen. Walther nimmt damit die Eskalation der gegenseitigen Schmähungen von weltlicher und geistlicher Macht unter Friedrich II. vorweg.

Letzterer wurde von päpstlicher Seite in ähnlicher Weise als Antichrist verteufelt: Seine tolerante Haltung gegenüber dem Islam und seine Offenheit gegenüber den modernen Wissenschaften erregten den Argwohn der Kurie und dienten als Vorwand, die dem eigenen Herrschaftsanspruch zuwiderlaufende Machtfülle Friedrichs zu hinterfragen. Nachdem er zweimal exkommuniziert worden war, setzte Papst Innozenz IV. ihn schließlich 1245 als Kaiser ab.

Das stumpfer werdende Schwert des Kirchenbanns

Zwar ging Walthers ironisch gemeinter Vorschlag, man möge lieber den Papst exkommunizieren als andere von diesem bannen zu lassen, natürlich nicht in Erfüllung. Allerdings verlor das Instrument des Kirchenbanns durch seine häufige Anwendung allmählich seine abschreckende Wirkung.

Als Papst Gregor VII. 1076 den Kirchenbann über Heinrich IV. verhängte, war das noch ein ungeheuerlicher Vorgang. Für den Exkommunizierten bedeutete dies den Verlust des Seelenheils – denn Christ zu sein, war damals keine Frage des Glaubens, sondern ein integraler Bestandteil der persönlichen Identität.

Für die Untertanen des Kaisers und die Fürsten war klar, dass jemand, der aus der Gemeinschaft der Gläubigen ausgeschlossen war,

auch als weltlicher Herrscher untragbar war. So blieb Heinrich nichts anderes übrig, als mit dem berühmten "Gang nach Canossa" – konkret: zur Burg Canossa in der Emilia-Romagna, wo Gregor VII. sich zu dem Zeitpunkt aufhielt – den Papst um Vergebung und die Wiederaufnahme in die Gemeinschaft der Gläubigen zu bitten.

Zur Zeit Friedrichs II. hatte der Kirchenbann seinen Schrecken dagegen schon zu einem guten Teil eingebüßt. So konnte der Kaiser sich trotz zweifacher Exkommunikation und Absetzung durch den Papst bis zu seinem Tod im Jahr 1250 auf dem Thron halten.

Freilich wurde die Machtstellung der Könige im Deutschen Reich durch die päpstlichen Angriffe auf Dauer geschwächt. So sah sich auch Friedrichs Nachfolger auf dem Thron, sein Sohn Konrad IV., mit der Exkommunikation durch den Papst und einer daraus folgenden Ausrufung von Gegenkönigen konfrontiert. Diese Situation mündete in ein Interregnum ohne anerkannten Herrscher über das Gesamtreich, das erst 1273 mit der Wahl Rudolfs von Habsburg endete.

Die Habsburger Dynastie verhalf dem Königtum langfristig wieder zu Macht und Anerkennung. Das Papsttum verlor dagegen mit Beginn des 14. Jahrhunderts zunehmend an Einfluss. Der Umzug von Rom nach Avignon im Jahr 1309 führte zu einer verstärkten Abhängigkeit vom französischen Königshaus, was langfristig den Anspruch des Papstes, die gesamte Christenheit zu vertreten, untergrub. Die Folge war das "Große Abendländische Schisma", bei dem zwischen 1378 und 1417 zwei, teils sogar drei konkurrierende Päpste in Rom und Avignon residierten.

Prophetische Walther-Verse

Papst- und Kaisertum haben sich so in ihrem Streben nach der absoluten Macht gegenseitig geschwächt. Beide gerieten dadurch am Ende in die Abhängigkeit anderer Herrscher, mit denen sie die Macht teilen mussten, um sich selbst an der Macht zu halten.

Im Falle des Kaisertums waren dies die immer selbstbewusster auftretenden Landesherren. Das Papsttum stützte sich im Spätmittelalter verstärkt auf die Banken und die führenden Familien in den aufstrebenden Stadtstaaten Norditaliens. Diese sicherten ihm zwar das finanzielle Überleben, bescherten ihm aber gleichzeitig Renaissance-Kirchenfürsten, die nicht eben als moralische Vorbilder in die Geschichte eingegangen sind.

So verknüpften die aus der Florentiner Medici-Dynastie stammenden Päpste des 16. Jahrhunderts offen die finanziellen Interessen ihrer Familie mit denen ihrer Regentschaft. Die Förderung des Ablasshandels zur Finanzierung des Petersdoms und die offene Zurschaustellung ihres Reichtums begünstigten die rasche Ausbreitung der Reformationsbewegung.

Recht weit von christlichen Idealen entfernt war bereits zuvor das Pontifikat des aus Aragón (Aragonien) stammenden Papstes Alexander VI. (1492 – 1503). Er hatte u.a. mit Hilfe seines Sohnes Cesare Borgia seinen Schwiegersohn aus machtpolitischen Gründen töten lassen und erscheint so geradezu als späte Bestätigung von Walthers Vision des Antichristen auf dem Papstthron.

II. Walther als Minnesänger



*Begleitbild für Albrecht von Johansdorf aus der Großen Heidelberger
(Manessischen) Liederhandschrift (Wikimedia commons)*

Die Verehrung der Unerreichbaren *Zu Ursprung und Funktion des Minnesangs*

Walther von der Vogelweide hatte entscheidenden Einfluss auf die Entwicklung des Minnesangs. An seinem Werk lassen sich sowohl dessen Ursprünge als auch die spätere Ausdifferenzierung dieser Kunstform ablesen.



*Begleitbild für Gottfried von Neifen in der Großen Heidelberger
(Manessischen) Liederhandschrift (Wikimedia commons)*

[Gepriesen sei die Stunde]

Gepriesen sei die Stunde,
da sie in mein Leben getreten,
sie, die meinen Körper
und mein ganzes Wesen hat verzaubert!

Seit uns're Wege sich berührten,
sind all meine Sinne
von ihrer edlen Anmut
und ihrem Liebreiz durchdrungen.

Nie will ich wieder von ihr scheiden –
von ihrem Liebreiz, ihrer Anmut
und ihrem rosenroten Mund,
der mich mit Perlen des Glücks beschenkt.

All mein Sinnen, all mein Trachten
gilt nun der Reinen, Guten, Lieben.
Beständiges Glück kann allein mir gewähren
die Gnade ihres himmlischen Wesens.

Was mir die Welt an Freuden schenkt,
verdank' ich einzig ihrem Wesen,
ihrem Liebreiz, ihrer Anmut
und ihrem rosenroten Mund.

(Wol mich der stunde, daz ich sie erkande; L 110,13)

*Vertonung von der Band Ougenweide
(aus dem Album "Eulenspiegel"; 1976)*

Eine zeitlose Liebeserklärung

Walthers Verse lassen sich zunächst einmal als Liebesgedicht lesen, wie es wohl auch heute noch viele Frauen gerne als Lobpreis entgegennehmen würde. Auch wenn ein Verehrer in unserer Zeit wohl etwas andere Worte wählen würde – der Grundgedanke, dass die Angebetete alle anderen Frauen mit ihrem Glanz überstrahlt, ist auch in heutigen Liebesgedichten noch ein zentraler Topos.

Auch die Gefühle, die Walther in dem Gedicht zum Ausdruck bringt, sind uns heute noch ebenso vertraut wie den Menschen zu Lebzeiten des Dichters. Dabei geht es zum einen um den Wunsch, nie mehr von dem Menschen getrennt zu sein, den man liebt. Zum anderen bringt das Gedicht aber auch den Zauber zum Ausdruck, der von der Liebe ausgeht – ihre Kraft, die eigene Person und die gesamte Wahrnehmung in ihren Bann zu ziehen und zu verwandeln.

Liebe und "Minne"

Unabhängig von diesen zeitlosen Aspekten ist das Gedicht aber doch in einer bestimmten Epoche entstanden, in der "Liebe" – oder, in der damaligen Sprache: "minne" – etwas anders konnotiert war als heute. Die damaligen Liebesbeziehungen waren in einen sozialen Zusammenhang eingebettet, der sich grundlegend von unserem heutigen unterschied. Und auch die Gedichte und Lieder, die sich darauf bezogen, sind ohne einen Blick auf den literaturgeschichtlichen Kontext nicht vollständig zu verstehen.

Um den Minnesang zu verstehen, bleibt daher die Frage nach dem Wesen des Wortes "minne" unerlässlich: Was bedeutet es genau? Wie unterscheidet es sich von unserem heutigen Begriff "Liebe"?

Daran schließt sich dann die Fragen nach Ursprung und zentralen Aspekten des Minnesangs an.

Wurzeln des Wortes "minne"

Das mittelhochdeutsche Substantiv "minne" hat – wie das dazugehörige Verb "minnen" – laut dem digitalen Wörterbuch der deutschen Sprache (DWDS) seine Wurzeln im althochdeutschen "minna". Beim Wechsel vom Alt- zum Mittelhochdeutschen ist es dabei zu einer leichten, aber dennoch nicht ganz folgenlosen Bedeutungsverschiebung gekommen.

Das althochdeutsche "minna" konnte sich zwar auch bereits auf körperliche Zuneigung und sexuelles Verlangen beziehen. Im Vordergrund stand jedoch der Aspekt der platonischen – religiösen oder fürsorglichen – Liebe. Im Mittelalter trat dagegen der Aspekt der sinnlichen Liebe stärker in den Vordergrund, ohne dass allerdings die geistig-religiöse Konnotation des Wortes verloren gegangen wäre.

Dies zeigt sich auch an der Verwandtschaft des Wortes mit dem mittelenglischen "mind(e)", aus dem das heutige englische Wort "mind" (Geist) hervorgegangen ist. Die frühere Bedeutung des Wortes, die auch den Aspekt des "freundlichen Gedenkens", also der wertschätzenden Bezugnahme auf andere, umfasste, deckt sich dabei mit einem weiteren Aspekt der mittelhochdeutschen "minne".

Minne und Minnesang

Soweit "Minne" sich mit "Liebe" übersetzen lässt, ist damit in der ersten Blütephase des Minnesangs stets eine besonders innige Liebe – die "hohe" Minne – gemeint, bei der das körperliche Verlan-

gen nur ein Mittel für eine vertiefte geistige Vereinigung darstellt. Die Liebe zu einer konkreten Person erhält dabei nicht selten eine religiöse Konnotation, d.h., sie ist selbst wieder nur ein Medium, durch das die göttliche Liebe erfahren werden kann.

Minnesang im engeren Sinn kreist demnach stets um die Liebe. Da mittelalterliche Dichter allerdings zuweilen allgemein unter dem Begriff "Minnesänger" zusammengefasst werden, werden in dem Kontext mitunter auch andere Formen mittelalterlicher Lyrik erwähnt. Dies gilt insbesondere für die Spruchdichtung, die dem Ausdruck religiös-philosophischer oder politischer Themen diente und mit der nicht selten – oft im Auftrag bestimmter Herrscher – auch propagandistische Ziele verfolgt wurden.

Herkunft und Kernelemente des Minnesangs

Der Ursprung von Minnesang und Minnedichtung liegt im südwestfranzösischen Aquitanien – genauer: am Hof des Herzogs Wilhelm (Guillaume) IX. (1071 – 1127). Dort entwickelte sich – in provenzalischer Sprache – eine Troubadour(Trobador)-Dichtung, die sich bald darauf nach Nordfrankreich ausbreitete und dort von den so genannten "Trouvères" weiterentwickelt und an die lokalen Gegebenheiten angepasst wurde. Beide Varianten – die provenzalische allerdings stärker als die nordfranzösische – wurden dann in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts zu Vorbildern für den deutschen Minnesang.

Kernelement des frühen Minnesangs ist die dichterische Verehrung eines Ritters für eine höher gestellte adlige "frouwe" (Dame). Zwar beziehen sich die Lobpreisungen dabei durchaus auch auf die körperlichen Vorzüge der Angebeteten. Dennoch bleibt die Erfüllung seines Liebesehnens für den Dichter unerreichbar.

Der Grund dafür sind zunächst die sozialen Schranken: Die Besungenen waren nicht nur von höherem Stand, sondern in der Regel auch verheiratet, also in doppelter Hinsicht tabu. Darüber hinaus wurde die Unerreichbarkeit der Verehrten aber noch dadurch verstärkt, dass der Dichter sie wie eine Göttin auf das Podest hob. Die körperliche Vereinigung mit ihr hätte sie folglich von ihrem Sockel gestoßen und damit gerade das zerstört, was der Dichter an ihr bewunderte – ihre Göttlichkeit.

Geistige statt körperlicher Berührung

Aus psychoanalytischer Sicht ist der Minnesang ein Paradebeispiel für Sublimierung: Die Libido wird von ihrem primären Ziel – der Befriedigung des körperlichen Verlangens – abgezogen und stattdessen auf geistige Ziele umgelenkt. Anstatt seine Auserwählte körperlich zu begehren, dient der Minnesänger ihr, indem er aus der Liebe zu ihr die Kraft für seine ritterlichen Taten zieht.

Die Minnelieder erfüllten damit ursprünglich nicht den Zweck, die Angebetete zu einem Stelldichein mit dem Dichter zu bewegen. Sie zielten vielmehr auf eine vergeistigte Liebe ab, die ihre Kraft gerade aus der bewussten Entsagung bezog. Walther selbst bringt dieses Ideal der "Begegnung im Geiste" in einem auf die Zeit vor 1200 datierten Gedicht folgendermaßen zum Ausdruck:

*"Schon lange hat mein Auge
sie, die ich verehere, nicht mehr erblickt.*

*Die Augen meines Herzens aber
zeigen mir immer ihr schönes Bild.*

*Die dicksten Mauern durchdringen,
die höchsten Wände überspringen*

*die Gedanken meines Herzens
und fliegen heim zu der, die ich verehere.*

*Den Himmel hätte ich auf Erden,
wenn auch sie, die ich verehere,
mit den Gedanken ihres Herzens
meinen Herzensblicken folgen würde."*

([Sumer unde winter beide sint / quotes mannes trost ...](#); L 99,6;

Nachdichtung umfasst Strophe 3 – 5)

Das verschlossene Liebesglück

Kernelemente der "hohen Minne" am Beispiel Walthers

Kennzeichnend für die Lieder der "hohen" Minne ist die Gleichzeitigkeit von Lobpreis der verehrten Frau und Entsagung. Dafür lassen sich sowohl historische als auch soziologische Erklärungsmuster anführen.



Begleitbild für Graf Kraft II. von Toggenburg in der Großen Heidelberger (Manessischen) Liederhandschrift (Wikimedia commons)

[Was gibt es Schöneres auf der Welt?]

Was gibt es Schöneres auf der Welt
als den Hafen einer schönen Frau,
an dem ein sehnsüchtig suchendes Herz
vor Anker gehen kann?

Kann es auf Erden ein größ'eres Glück geben
als das des Gleichklangs zweier Herzen –
wenn ein Mann geliebt sich weiß
von einer Frau, für deren Lobpreis er lebt?

Doch ach! Zwei schwere Schlösser
schließen meinen Schatz vor mir ab.
Der eine Schlüssel ist ihr Götterglanz,
der andere ihr Lebensglanz.

Denn wie könnte eine Göttin
mir Liebesgenuss gewähren?
Wie könnte eine hohe Herrin
einen armen Ritter erhören?

Und doch: Wenn auch die Wächter
der Adelsburg und der Verehrung
mir die Erfüllung der Liebe versagen:
Ich werde immer, immer auf sie hoffen!

Innerer und äußerer Zwang
mögen von meiner Liebsten mich scheiden.
Doch bleibt die Liebe selbst
von allen Zwängen unberührt.

(Waz hât diu werlt ze gebenne / liebers dann ein wîp ... ; L 93,19)

Liebesideal und Liebeswirklichkeit

In dem Gedicht thematisiert Walther zunächst eine Form der Liebe, wie er sie in seinem späteren Werk verstärkt in den Vordergrund gestellt hat: eine Liebe, die auf dem Gleichklang zweier Herzen beruht, die einander in gegenseitiger Zuneigung zugetan sind. Wörtlich schreibt er, es gäbe kein größeres Glück, "swenne sô ein wîp von herzen meinet / den der ir wol lebt ze lobe" ("als wenn eine Frau den von Herzen liebt, der sein Leben ihrem Lobpreis gewidmet hat").

Auf der anderen Seite werden in dem Gedicht aber auch die Schranken erwähnt, die der Erfüllung der Liebe entgegenstehen. "Zwir beslozen" – "zweifach verschlossen" – ist die Angebetete für das lyrische Ich. Der Weg zu ihr ist zum einen versperrt durch die Standesgrenzen, die der Liebende nicht überschreiten kann. Zum anderen steht einer Erfüllung der Liebe aber auch die "tugend" der Verehrten entgegen, ihr reines, moralisch einwandfreies Wesen, das durch die Hingabe an den Verehrer beschmutzt werden könnte.

Die Reaktion auf die Unerfüllbarkeit der Liebe ist typisch für die hohe Minne. Zwar beharrt der Liebende trotzig darauf, er "diene iemer ûf den minneclîchen wân", verknüpfe also seine Loblieder auf die Angebetete weiter mit der Hoffnung auf die Erfüllung der Liebe. Sein eigentlicher Trost besteht aber darin, dass bei allen Schranken, die der Erfüllung des Liebesglücks entgegenstehen, die Liebe selbst doch frei bleibt.

Auch hier ersetzen also wieder die Bereicherung durch die Liebesgefühle selbst und die geistige Berührung die körperliche Begegnung der Liebenden. So stellt sich die Frage, wie dieser für die "hohe" Minne typische Entsagungstopos zu erklären ist. Anders ge-

fragt: Warum ist die hohe Minne gerade im hohen Mittelalter entstanden?

Lehnswesen und Minnesang

Die mittelalterliche Gesellschaft wurde bekanntlich durch das Lehenssystem strukturiert: Ein Lehnsherr verleiht einem Lehnsmann ein Gut oder auch ein Amt oder eine Leibrente als Lehen und versichert sich dadurch der Treue sowie ggf. der Dienstpflicht des Lehnsmanns im Kriegsfall. Der Lehnsmann kann dabei seinerseits wieder gegenüber anderen als Lehnsherr fungieren, so dass die allseits bekannte Lehnspyramide entsteht.

In der Theorie sollte dieses System für sozialen Frieden sorgen, indem Rechte und Pflichten von Lehnsherr und Lehnsmannen klar geregelt waren. In der Praxis konnten die Lehnsmannen sich durch die überlassenen Lehen aber oft eine eigene Machtbasis aufbauen und so die Herrschaftsansprüche der Lehnsherren in Frage stellen.

Dies galt auch auf höchster Ebene, also für die Könige und Kaiser des Mittelalters. Da diese nämlich über keine festen Residenzen verfügten, sondern als Reisekaiser ständig in ihrem Land unterwegs waren, benötigten sie Verwalter, die sich in ihrer Abwesenheit um die betreffenden Güter kümmerten.

Schon in der Merowingerzeit hatte dies dazu geführt, dass die Hausmeier mit der Zeit die Macht an sich rissen und 751 mit der Ausrufung Pippins des Jüngeren zum König die karolingische Herrscherdynastie begründeten. In späteren Jahren wurde das Amt des Pfalzgrafen bei Rhein, das ursprünglich nur der Aufsicht über lokale Kaiserpfalzen und die dazugehörigen Ländereien diente, so aufgewertet, dass der Amtsinhaber im 14. Jahrhundert zu einem der sieben Kurfürsten aufstieg, denen das Recht der Königswahl zustand.

Der Minnesang lässt sich vor diesem Hintergrund als Mittel begreifen, die Ritterschaft in ritualisierter Form an die Grenzen ihres Standes zu binden. Denn eben dies – die feierliche Absage an eine Überschreitung dieser Grenzen – ist ja der soziale Kern der Minnelieder. Dies war umso wichtiger, als die Herrscher jener Jahre für die Kreuzzüge und die Machtkämpfe innerhalb des Reiches auf eine loyale Gefolgschaft angewiesen waren.

Der Minnesang vor dem Hintergrund des "Prozesses der Zivilisation"

Die historische kann durch eine soziologische Sicht der Minnesangkultur ergänzt werden, wie sie sich aus Norbert Elias' bahnbrechender Studie über den "Prozess der Zivilisation" (1939) ableiten lässt.

Elias geht davon aus, dass den Einzelnen mit der Ausdifferenzierung der Gesellschaft in einen das Zusammenleben der Menschen regelnden modernen Staat und eine immer arbeitsteiliger organisierte Wirtschaft eine verstärkte Triebkontrolle und eine Verlagerung bestimmter körperlicher Aktivitäten in den Privatbereich abverlangt werden. So werden Sexualität, Ausscheidungsvorgänge, Krankheit und Tod zunehmend aus der Öffentlichkeit verdrängt.

Gleichzeitig erfordert das engere Zusammenleben mit und Angewiesensein auf andere eine stärkere Bewusstheit für und ggf. ein Zurückdrängen oder Aufschieben der Triebbefriedigung. Dies betrifft die Kontrolle über die Ausscheidungsvorgänge ebenso wie sexuelle Bedürfnisse oder Rachegefühle. Eine verfeinerte Esskultur – wie etwa durch die Einführung der Gabel – soll dazu dienen, auch bei Tisch mit Bedacht und Zurückhaltung zu handeln.

Elias geht dabei davon aus, dass die anfangs explizit aufgestellten Regeln mit der Zeit internalisiert werden. Die innere Verhaltenskon-

trolle – psychoanalytisch gesprochen: das Über-Ich – übernimmt die Rolle des Aufpassers, verstärkt durch das Fremdbild, in dem sich die Sicht des sozialen Umfeldes auf das Ich widerspiegelt.

Erzieherische Wirkung des Minnesangs

Der Minnesang erfüllt aus dieser Perspektive eine doppelte Funktion: Er dient zum einen der Kontrolle des Sexualtriebs, drängt zum anderen aber auch spontane Gewaltimpulse zurück, indem er allgemein auf eine Verfeinerung der Sitten hinwirkt. Walther bringt das auch explizit zum Ausdruck, indem er dichtet:

*"Die Minne ist aller Tugenden Hort.
Nie wird ein Herz Erhebung finden ohne sie."*

(Maniger frâget, waz ich klage; L 13,33)

Wie das verbreitete Fehdeunwesen im Mittelalter zeigt, hatte der Minnesang bei der Zurückdrängung von Gewaltimpulsen zwar allenfalls eine dämpfende Wirkung. Wichtiger waren in dieser Hinsicht aber wohl ohnehin andere kulturelle Überformungen aggressiven Verhaltens, wie etwa durch die Ritterturniere. Indem sie Konkurrenzdenken und Gewalt in einen symbolisch-spielerischen Raum überführten, wo sie eher der staatlichen Kontrolle unterlagen, haben sie langfristig ihren Teil zur Etablierung des staatlichen Gewaltmonopols beigetragen.

Die erzieherische Wirkung des Minnesangs bezog sich dagegen vor allem auf die Achtung der Standesgrenzen. Gerade die ritualisierten Formen des Minnesangs waren dazu angetan, bestimmte Verhaltensprinzipien zu internalisieren. Dem entspricht auch, dass es sich bei den angebeteten "frouwen" oft nicht um reale Damen der Gesellschaft handelte, sondern lediglich um der Phantasie der Dichter

entsprungene Idealgestalten. Ebenso gingen die Minnesänger ihrem Metier meist professionell nach und waren nicht notwendigerweise identisch mit jenen Rittern, die das lyrische Ich in ihren Gedichten idealtypisch verkörperte.

Bei alledem darf man sich den Minnesang aber natürlich nicht als gezielt eingesetztes staatliches Erziehungsprogramm vorstellen. Er hat lediglich als zeittypisches Phänomen bestimmte Entwicklungstendenzen der Epoche verstärkt.

Der Körper der Göttin. Übergänge zwischen "hoher" und "niederer" Minne in Walthers Lyrik

Die vergeistigte "hohe" und die körperbetontere "niedere" Minne werden oft als voneinander getrennte Sphären betrachtet. In den Minneliedern Walthers von der Vogelweide können beide allerdings auch ineinander übergehen.



Frederick Vezin (1859 – 1933): Badenixe im Waldbach (Wikimedia commons)

[Du Wunder an Gestalt]

Wirst, Frau, du Wunder an Gestalt,
die ich in meinen Liedern preise,
du Altarbild meiner Seele,
mich einst mit deinem Dank belohnen?

Bedenke doch:

Ich könnte allen Frauen dienen –
doch habe ich nur dich
als meine Herrin auserkoren!

Dir nur sind gewidmet
all meine Lieder und Lobpreisungen.
Nie will ich schauen auf das Lob
anderer Sänger für andere Frauen.

Aus dem Himmel deines Hauptes
leuchten zwei Sterne mir entgegen.
Wie gerne würde meine Seele
in ihrer Ewigkeit sich spiegeln!

Ein Jungbrunnen sind diese Sterne,
Heilung verheißen sie von allen Qualen
dem, der ihnen nahen darf.
Ach, könnte dies doch einmal nur geschehen!

Eine Rose lässt, du Himmelsbraut,
der Höchste blühen auf deiner Haut.
Lilienzart sind deine Wangen,
reiner als Himmel und Himmelswagen.

Doch still, mein Herz:
Je höher du die Himmelsbraut erhebst,

desto unerreichbarer wird sie dir,
desto verzweifelter verzehrst du dich nach ihr.

Wie gerne würde, Herrin! ich das Himbeerkissen
deiner Lippen auf meiner Wange spüren!

All mein Leiden könnte ich heilen,
würdest du nur einmal es mir leihen.

Ein Balsamduft umhüllt dies Kissen,
ein Duft von Myrrhe und Jasmin.
Mit Engeln würde meine Seele singen,
könnte sie an diesem Duft sich laben.

Umso heftiger traf, Herrin!
der Pfeil deiner Liebe mich,
als du an jenem Tag dem Bad entstiegst
in Gottes ungeteilter Pracht.

So weiß ich nicht nur zu rühmen
den Perlenschimmer deines Halses,
die Libellenflügel deiner Hände
und das Feenflüstern deiner Füße.

Mit gleicher Inbrunst preist mein Herz
den Schrein deines geweihten Leibes.

Geheiligt ist die Erde mir,
auf der sich ungeteilt mir offenbarte
der Sternenmantel deiner Haut.

(Si wunder wol gemacht wîp; L 53,25)

Vertonung auf der Basis einer Adaption von Marc Lewon, vorgetragen von Joel Frederiksen mit dem Ensemble Phoenix Munich

Elemente der hohen Minne in dem Gedicht

Das Gedicht bewegt sich zunächst ganz im Rahmen des klassischen Minnesangs. Das lyrische Ich preist die Auserwählte als einzigartige Schönheit und gelobt, nur dieser einen Angebeteten zu dienen.

Die gepriesene Schönheit bezieht sich dabei nicht nur auf den Körper der edlen Dame, sondern auch und gerade auf ihre Seele und ihre Geistesgaben. Dies wird angedeutet, wenn von dem "himeleschen schîn" (himmlischen Schein) die Rede ist, der das Haupt der Schönen umgibt. Dieser überstrahlt in dem Gedicht sogar "himel" und "himelwagen".

Das Gedicht knüpft damit auch an das biblische Hohelied König Salomos an, in dem im Bild einer Frau von vollkommener Schönheit die Seele und ihre innige Verflechtung mit dem Göttlichen besungen wird. Dementsprechend werden die Wangen der Besungenen ausdrücklich als von Gott geschaffen beschrieben. Ihre Charakterisierung als zugleich "roseloht" (rosenrot) und "liljenvar" (lilienweiß) verbindet dabei den Gedanken weiblicher Blüte mit dem marien gleicher Unschuld.

Schließlich greift das Gedicht auch den Topos ewigen Lebens auf, der durch die Hinwendung zu der von der Angebeteten verkörperten reinen Seele zu erlangen sei: Ewige Jugend verheißt der "balsmen" (Balsam) ihrer Lippen, als wäre er ein göttlicher Zaubersaft.

Wenn die Göttin vom Himmel steigt

Der Schluss des Gedichts – im mittelhochdeutschen Original die vierte und letzte Strophe – überschreitet allerdings deutlich den Rahmen des traditionellen Minnesangs. Denn hier gesteht der Minne-Jünger, dass er nicht nur das himmlische Haupt seiner Göttin

gesehen hat, sondern deren ganzen Körper: Er hat sie beim Verlassen des Bades beobachtet.

Zwar bleibt auch hier der religiöse Tonfall erhalten, indem der von der Schönen berührte Boden als "rein" gepriesen wird. Allein die Tatsache, dass auch die ansonsten verdeckten Partien des Körpers gerühmt werden, überschreitet jedoch die Grenzen des traditionellen Minnesangs – auch wenn im Original lediglich schamvoll-angenzwinkernd von einem "enzwischen" (Dazwischen) die Rede ist, dessen Reize nicht verschwiegen werden sollen.

Hohe und niedere Minne: keine strengen Gegensätze

Dies zeigt, dass das Ideal des hohen Minnesangs von Anfang an nur eine Idealvorstellung war, die keineswegs immer und von allen Dichtern in Reinform umgesetzt worden ist. Die Grenzen zur Feier einer anderen, körperliche Erfüllung und sinnlichen Rausch mit einschließender Liebe waren vielmehr fließend.

Hieraus hat sich auch eine gewisse Unsicherheit bei der Klassifizierung der Gedichte Walthers von der Vogelweide ergeben. Eine Betrachtungsweise geht von einer linearen Entwicklung der Dichtung Walthers von der "hohen", auf eine vergeistigt-platonische Liebe abzielenden Minne hin zu einer "niedereren", auch körperliche Erfüllung mit einschließender Minne aus. In diesem Fall werden alle auf einen späteren Zeitpunkt seines Lebens datierbaren Minnelieder automatisch der letzteren Kategorie zugeordnet, ungeachtet der Tatsache, dass auch in manchen der späteren Werke Aspekte der hohen Minne zu finden sind oder gar dominieren.

Eine andere Betrachtungsweise unterstellt dagegen, dass Walther nach einem vorübergehenden Ausflug in die Welt der "niedereren" Minne noch einmal zur "hohen" Minne zurückgekehrt sei. Hieraus

wird dann eine zusätzliche Phase seiner Lyrik abgeleitet, die als "Neue hohe Minne" charakterisiert wird.

Sinnvoller erscheint es dagegen, "hohe" und "niedere" Minne nicht als streng voneinander getrennte Sphären zu betrachten, sondern als Extrempunkte auf einem Kontinuum, innerhalb dessen sich Walthers Dichtung bewegt. Dabei ließe sich dann eine allmähliche stärkere Hinwendung zu Formen einer körperbetonteren, sinnfroheren Liebe beobachten – ohne dass der Gedanke der "hohen", den Geist erhebenden und befruchtenden Liebe dabei ganz verloren gegangen wäre.

Die launische Liebesgöttin

Die "mâze" als Regulativ für die ideale Minne

Auf der Suche nach dem rechten Maß (der "mâze") in der Liebe verwirft Walther von der Vogelweide allzu exzessive Sinnesfreuden. Aber auch der übersteigerten Verehrung der Angebeteten steht er skeptisch gegenüber.



*Begleitbild für Heinrich von Strelingen aus der Großen Heidelberger
(Manessischen) Liederhandschrift (Wikimedia commons)*

[Frau Mâze]

All meine Würde und meinen inneren Frieden
verdanke ich Euch, Frau Mâze!
Ob bei Hofe, ob auf der Straße –
nirgends muss sich verstecken,
wer bei Euch in die Lehre geht.

Und so erbitte ich, Frau Mâze,
auch Euren Rat im rechten Liebeswerben.
Denn in der hohen wie in der niederen Minne
habe ich Schiffbruch schon erlitten.
Beide können uns zugrunde richten.

Die niedere Minne lockt mich
mit grellem Lachen und derber Lust.
Verliere ich mich in ihren Armen,
so ist's um mein Seelenheil geschehen.

Die hohe Minne lockt mich
mit Entsagung, die mich zu Höherem führt.
Aus ihren vergeistigten Augen
lächelt der Himmel mir zu.

Doch ach, Frau Mâze! Wie oft schon hat
die hohe mich zu niederer Minne verführt!
Je geistreicher die Worte klingen,
desto mehr lockt mich der Mund,
aus dem die himmlischen Worte dringen.

Wie also soll, Frau Mâze,
ich niedere von hoher Minne scheiden?

*([Aller werdekeit ein füegerinne ...](#); L 46,32);
[textkritische Edition](#) in LdM; *Ansprache an "Frau Mâze"*
und nachfolgende Überlegungen zu niederer und hoher Minne
zuweilen als unabhängig voneinander betrachtet)*

Wer ist "Frau Mâze"?

Der "mâze" kam im mittelalterlichen Wertekanon eine zentrale Funktion zu. Als Ideal des "rechten Maßes" bzw. der "Mäßigung" bringt sie eben jenes Ziel der Selbstdisziplin und Triebkontrolle zum Ausdruck, das – wie Norbert Elias in seiner umfassenden Studie über den "Prozess der Zivilisation" dargelegt hat – eine entscheidende Triebkraft bei der Entwicklung der höfischen Kultur war.

Die "mâze" erscheint so als das Fundament, auf dem die gesamte höfische Ordnung aufbaut. "Werdekeit" (Würde), "êre" (Ehre/gesellschaftliches Ansehen), "triuwe" (Treue, auch gegenüber den eigenen Idealen), "staete" (Beständigkeit im eigenen Denken und Handeln, also eine Übereinstimmung zwischen innerer Haltung und Tun) sind ohne "mâze" nicht zu erreichen.

Der "mâze" kommt damit auch über den höfischen Kontext hinaus eine zentrale Bedeutung für die mittelalterliche Gesellschaft zu. Sie ist das Drahtseil, auf dem die Einzelnen balancieren müssen, um auf der Ebene ihres persönlichen Lebens die Grenze zwischen der Erfüllung irdischer Bedürfnisse und einem gottgefälligen Leben nicht zu überschreiten. Sie ist aber auch ein soziales Regulativ, das alle Mitglieder der Gesellschaft mahnt, sich an die ihnen durch ihren Stand gesetzten Grenzen zu halten.

Fallstricke in "niederer" und "hoher" Minne

Wenn Walther sich in seinem Gedicht an "frouwe Mâze" wendet, so personifiziert er damit also eines der zentralen normativen Regulative der mittelalterlichen Gesellschaft. So stellt er sich einer imaginären Autorität in Fragen des Anstands und des rechten Verhaltens gegenüber. Diese befragt er über das zentrale Thema des Minnesangs: die Minne, also den liebenden Umgang mit der besungenen Frau.

Walther unterscheidet dabei zwischen "hoher" und "niederer" Minne. Erstere bezieht sich auf die klassische Form des Minnesangs, in der eine höhergestellte Dame von einem Ritter besungen wird, ohne dass dieser dabei auf eine Erfüllung der ausgedrückten Liebesehnsucht hoffen darf. Dem stehen sowohl der höhere soziale Stand als auch das idealisierte Wesen der Gepriesenen entgegen.

Die "niedere" Minne ist dagegen mit der Hoffnung auf eine Erhöhung durch die Auserwählte verbunden. In ihr sind körperliches Verlangen und liebende Vereinigung nicht nur denkbar, sondern zentrales Ziel und Thema der entsprechenden Dichtung.

In seinem Gedicht legt Walther nun auseinander, dass sowohl "niedere" als auch "hohe" Minne für den Liebenden mit Herzschmerz verbunden sein können: Die niedere Minne kann einen Selbstverlust im sinnlichen Rausch zur Folge haben und so vom Weg der "mâze" wegführen. Aber auch die hohe Minne ist nicht notgedrungen mit dem Ideal der "mâze" vereinbar. Sie kann zu einer übersteigerten Verehrung der Angebeteten führen und zu einer Entsagung, die den Liebenden überfordert.

Dabei kommt es – wie Walther etwa in "Si wunder wol gemachet wîp" (L 53,25; vgl. das vorige Kapitel) – zu einem Paradox: Je mehr die Auserwählte gepriesen wird, desto begehrenswerter erscheint

sie. Gleichzeitig hat aber eben die Tatsache ihrer Erhebung zu einer Göttin zur Folge, dass sie immer unnahbarer wird.

Der Unerreichbarkeitstopos des Minnesangs – eine Erfindung der Romantik?

"Hohe" und "niedere" Minne lassen sich vor diesem Hintergrund nicht so klar voneinander trennen, wie es auf den ersten Blick scheint. So verweist Walther in seinem Gedicht explizit darauf, dass auch das geistreiche Gespräch mit einer edlen Dame die "herzeliiebe" im Minnenden entzünden kann. Die anfängliche "hohe" kann also durchaus auch in "niedere" Minne übergehen.

Anders ausgedrückt: Die "niedere" Minne ist womöglich gar nicht so niedrig, wie die abfällige Bezeichnung körperlich werdender Liebe suggeriert. Die körperliche Vereinigung kann vielmehr durchaus eine sinnvolle Ergänzung oder gar die Bestätigung und Erfüllung der geistigen Vereinigung sein.

So ist vielleicht auch zu hinterfragen, inwieweit unsere heutige Sicht des Minnesangs nicht allzu sehr von der Wiederentdeckung der mittelalterlichen Kultur in der Romantik geprägt ist. Für die Romantik nämlich war die Unerreichbarkeit vollkommenen Glücks – und damit auch einer erfüllten Liebe – ein zentraler Topos. Möglicherweise wurde dieser daher auch auf den Minnesang projiziert und hat so zumindest vorhandene Tendenzen stärker akzentuiert, als es der mittelalterlichen Realität entsprach.

Ressentiments eines enttäuschten Minnesängers: Das "Sumerlatenlied"

Nachdem Walther von der Vogelweide sich anfangs am Ideal der reinen "hohen Minne" orientiert hat, wie es etwa von Reinmar von Hagenau vertreten und in seiner Dichtung umgesetzt wurde, scheint er sich in seiner späteren Dichtung zunehmend hiervon abgewandt zu haben. Dabei führt er mit teils eindeutiger Wortwahl vor Augen, wie leicht die Theorie des enthaltssamen, die Angebetete aus schamvoller Ferne anhimmelnden Dichters an der Klippe des konkreten Alltagslebens zerschellen konnte.

In seinem "Sumerlatenlied" ("Sommerzweige-Lied") thematisiert Walther sogar offen die Enttäuschung eines Dichters, der eine Dame über Jahre hinweg gepriesen hat, ohne von ihr erhört zu werden. Ihre zunehmende Unnahbarkeit beruht hier nicht auf der himmlischen Ausstrahlung, die durch den Lobpreis des Dichters verstärkt wird, sondern auf einer darauf beruhenden Hochnäsigkeit.

Dies löst im Dichter ein Gefühl tiefer Kränkung aus, das schließlich in eine gar nicht mehr "minnigliche" Erpressung mündet: Wenn die Angebetete ihm weiter den Rücken zukehrt, will auch er ihr seine dichterische Zuneigung entziehen – und so ihr gesellschaftliches Ansehen mindern. Und sollte seine Auserwählte gar dereinst einen Jüngeren vorziehen, so wünscht der Dichter sich, dass dieser die Untreue mit den besonders schmerzhaften Streichen frisch geschnittener "sumerlaten" (Sommerzweige) züchtigen möge.

Nicht nur thematisch, sondern auch durch den ressentimentgeladenen Tonfall entfaltet das Gedicht eine Stimmung, die mit dem klassischen Minnesang kaum noch etwas zu tun hat:

*"Eine Frau, der ich mit meinem Gesang
zu Ehre und Würde verhalf,
würdigt mich keines Blickes.*

*Hochnäsigt hat ihr hohes Ansehen
die einst so Verehrte gemacht.*

*Sie ahnt wohl nicht,
wie schnell ihr Ruhm vergeht,
wenn ich sie nicht mehr rühme.*

(...)

*Sollt' sie mich nicht aus meiner Liebesnot erlösen,
so werde Gleiches ich mit Gleichem vergelten.*

*Will sie mich nicht erhören,
so wird auch mein Gesang
ihr nicht mehr gehören.*

Mein Tod wird auch der ihre sein.

Und wenn ich altere in meinem Minnedienst,

(...)

*und sie sich einen Jüngeren erwählt
zum Minnediener,
so mag dereinst mich dieser rächen
und mit jungen Zweigen ritzen meine Klage
in ihre runzelige Haut."*

(Lange swîgen des hât ich gedâht; L 72,31)

Liebesglück "unter der Linde"

Walthers Ideal der "ebenen Minne" in den "Mädchenliedern"

Walthers "Mädchenlieder" beruhen auf dem Ideal der "ebenen Liebe". Gemeint ist damit eine Liebe, die – jenseits aller Konventionen – nur auf der gegenseitigen Zuneigung zweier Menschen füreinander gründet.



Begleitbild für Konrad von Altstetten aus der Großen Heidelberger (Manessischen) Liederhandschrift (Wikimedia commons)

[Was ist Minne?]

Wer weiß zu sagen, was das ist – die Minne!
Zwar habe ich schon viel davon erfahren –
Doch saget mir: Wie kommt's, dass Minne
oft ihre Dornen legt um das Herz?

Ist die Minne denn nicht immer gehüllt
in das Duftkleid einer Rose?
Wie kann Minne Minne heißen,
wenn sie das Herz mit Dornen durchbohrt?

Minne kann nur dann zu Recht den Namen tragen,
wenn zwei Herzen im Gleichklang schlagen.
Schlägt nur eines im Takt der Minne,
so verzehrt sie nur das Herz des Minnenden.

*(Saget mir ieman, waz ist minne?; L 69,1;
textkritische Edition in LdM;*

*Nachdichtung bezieht sich auf dort aufgeführte erste und zweite Strophe;
Strophenfolge mit abweichender Überlieferungsgeschichte)*

Gegenseitige Durchdringung von "hoher" und "niederer" Minne

Wie im vorigen Kapitel ausgeführt, hat sich Walther von der Vogelweide in seiner späteren Lyrik immer mehr vom Ideal der "hohen Minne" abgewandt. "Niedere" wie "hohe" Minne erscheinen dadurch in einem neuen Licht.

Eingeräumt wird nun, dass auch die "niedere", körperbetonte Minne zu einem Hochamt der Liebe werden kann. Umgekehrt kann

die "hohe", durchgeistigte Minne die Liebenden in die scheinbaren Niederungen der körperlichen Begegnung führen – ohne dabei etwas von ihrem erhabenen Charakter zu verlieren.

Vor diesem Hintergrund verliert die Unterscheidung in "hohe" und "niedere" Minne letztlich ihren Sinn. Walther stützt sich deshalb verstärkt auf das Konzept der "ebenen" Minne – das allerdings schon in seinem Frühwerk angelegt ist.

Das Ideal der "ebenen Minne"

Die "ebene" Minne zeichnet sich – wie der Name schon sagt – in mehrfacher Hinsicht durch eine Einebnung der Unterschiede aus, wie sie für die Differenzierung in "hohe" und "niedere" Minne kennzeichnend sind. Dies betrifft

1. die Ebene der Liebe selbst. Liebe entsteht dort, wo zwei Herzen im Gleichklang mit- und füreinander schlagen und daraus Glücksgefühle entstehen. Eine Liebe, die durch erzwungene Entsagung Leid verursacht, ist keine Liebe.
2. die soziale Ebene. Die Liebe ebnet soziale Unterschiede ein. In der Liebe begegnen sich zwei Menschen immer auf einer existenziellen Ebene und damit von Gleich zu Gleich.
3. die Ebene der Geschlechter. Beide Geschlechter streben in der "ebenen" Liebe gleichermaßen nach Erfüllung. Das Rollenmuster von werbendem Minnesänger und abweisender Dame entfällt.

Walthers "Mädchenlieder" – überraschend modern

Das Konzept der "ebenen Minne" erscheint damit überraschend modern. Noch deutlicher wird dies in Walthers so genannten "Mädchenliedern". Darin wird nicht nur gänzlich ungezwungen die kör-

perliche Liebe gefeiert. Die Lieder erlauben es auch, das Geschehen aus der Sicht einer Frau zu schildern.

Dieser Perspektivenwechsel verdeutlicht, dass es eben nicht nur die Männer sind, die sich eine Erfüllung ihres Liebesehnsens in der körperlichen Vereinigung erträumen. Dieselbe Empfindung kann vielmehr auch die Frau in ihrem Denken, Fühlen und Handeln lenken – so dass der Gedanke der "ebenen" Liebe hier auch eine emanzipatorische Komponente enthält.

Das berühmteste Beispiel eines "Mädchenliedes" Walthers von der Vogelweide ist ein Gedicht, zu dem Walther möglicherweise – was Versmaß, Strophenbau und Naturbilder anbelangt – durch das nordfranzösische Trouvères-Lied *En mai au douz tens nouvel* (frei übersetzt: Im neu erblühten Wonnemonat Mai) angeregt worden ist: das Gedicht *Unter der Linden*.

[Unter der Linde]

Unter einer Linde,
von Heidekraut umkränzt,
da haben wir aus Erika und Pfeifengras
uns ein Liebesnest geflochten.
Noch duften Blütenwolle und Gräserstaub
von unseren Umarmungen,
und heimlich zwitschert die Nachtigall
mit süßem Erinnerungssang
von unserem Kosen und Küssen.

Mit flüsternder Verheißung
haben die wogenden Gräser
mich zu dem Wiesentempel geleitet.

Wie eine Göttin hat dort
mein Liebster mich empfangen
und mich beschenkt
mit himmlischer Seligkeit.
Auf ewig zwitschert die Nachtigall
von unserem Kosen und Küssen.

Wohl werden manche lachen
über das Bett aus Heide und Gras,
das mein Liebster mir bereitet hat.
Die Gloriole aus Rosen,
die mein Haupt umkränzte,
sehen sie nicht.
Die sieht nur die Nachtigall
und preist sie mit ihrem Liebesgesang
wie unser Kosen und Küssen.

Und wenn auch das Wiesennest kündigt
von dem, was geschah –
mit wem es geschah,
verrät es doch nicht.
Dieses Geheimnis verwahren
mein Liebster und ich
auf ewig in ihrem Herzen.
Und nur die Nachtigall zwitschert verschwiegen
von unserem Kosen und Küssen.

([Under der linden](#); L 39,11; [textkritische Edition](#) in LdM)

Vertonungen von [Qntal](#) (aus dem Album [Qntal 1](#)), dem [Ensemble Céladon](#) und [Knud Seckel](#);

Kombination mit dem als Inspirationsquelle für Walther vermuteten Troubadour-Lied bei einem [Auftritt Knud Seckels mit dem Musiktheater Dingqo](#)

Literatur

1. Ausgaben von Werken Walthers von der Vogelweide

Bein, Thomas (Hg.): Walther von der Vogelweide. Leich, Lieder, Sangsprüche. 16., verbesserte und aktualisierte Auflage, basierend auf der von Christoph Cormeau bzw. Thomas Bein herausgegebenen 14. bzw. 15. Sammlung Karl Lachmanns. Berlin und Boston 2023: De Gruyter.

Ders. (Hg.): Walther von der Vogelweide. Leich, Lieder, Sangsprüche. Auf der Grundlage der mittelhochdeutschen Textausgabe von Karl Lachmann (1827/1843), Christoph Cormeau (1996) und Thomas Bein (16. Auflage 2023) ins Neuhochdeutsche übersetzt. Berlin und Boston 2023: De Gruyter.

Braun, Manuel, Glauch, Sonja / Kragl, Florian (Hgg.): [Gedichte Walthers von der Vogelweide](#) im Online-Projekt "Lyrik des Mittelalters". Textkritische Edition mit Vergleich der verschiedenen Textvarianten, Texterläuterungen, Anmerkungen zur Deutungsgeschichte und Literaturhinweisen zu den einzelnen Texten.

Brunner, Horst / Müller, Ulrich / Spechtler, Franz Viktor (Hgg.): Walther von der Vogelweide. Die gesamte Überlieferung der Texte und Melodien. Abbildungen, Materialien, Texttranskriptionen. Mit Noten und Faksimiles. Göppingen 1977: Kümmerle.

Brunner, Thomas (Hg.): Walther von der Vogelweide: Gedichte (Auswahl). Mittelhochdeutsch / Neuhochdeutsch. Stuttgart 2013: Reclam.

Harsch, Ulrich (Hg.): [Walther von der Vogelweide: Die Strophen der Sprüche und Lieder](#) in der Anordnung der Lachmann-Ausgabe,

ergänzt durch die Gedichte in der Ausgabe "Minnesangs Frühling" (MF); mit Links zu einzelnen Werken Walthers.

Kraus, Carl von (Hg.): [Die Gedichte Walthers von der Vogelweide](#). Urtext mit Prosaübersetzung von Hans Böhm. Berlin 1944: de Gruyter.

Lachmann, Karl (Hg.): [Die Gedichte Walthers von der Vogelweide](#) (1827). Berlin 7. Aufl. 1907, besorgt von Carl von Kraus: Reimer.

Maurer, Friedrich (Hg.): Walther von der Vogelweide. Sämtliche Lieder. Mittelhochdeutsch und in neuhochdeutscher Prosa. Mit einer Einführung in die Liedkunst Walthers. München 1995: Fink [Nachfolgeband zu "Walther von der Vogelweide. Die Lieder", 1972].

Schweikle, Günther (Hg.): Walther von der Vogelweide. Werke in zwei Bänden (1994); Band 1: Spruchlyrik; Band 2: Liedlyrik. Mittelhochdeutsch und Neuhochdeutsch. Stuttgart, verbesserte und erweiterte Auflage, herausgegeben von Ricarda Bauschke-Hartung 2009/11: Reclam.

Wapnewski, Peter (Hg.): Walther von der Vogelweide: Gedichte. Auswahl mit Übertragungen ins Neuhochdeutsche. Frankfurt/Main 1974: Fischer.

Wikisource: [Werke Walthers von der Vogelweide](#) in den Originallettern der Handschriften-Ausgaben.

Witt, Hubert (Hg.): Walther von der Vogelweide: Frau Welt, ich hab von dir getrunken. Mittelhochdeutsch und Neuhochdeutsch. Berlin 1978: Rütten & Loening.

2. Aufsatzsammlungen und Überblickswerke zu Walther von der Vogelweide

Bauschke-Hartung, Ricarda / Hassel, Veronika / Holzhagen, Franz-Josef / Köbele, Susanne (Hgg.): Walther von der Vogelweide. Beiträge des Düsseldorfer Kolloquiums (2018) der Wolfram von Eschenbach-Gesellschaft. Berlin 2020: Schmidt (Wolfram-Studien XXVI).

Bein, Thomas: Walther von der Vogelweide. Stuttgart 1997: Reclam.

Ders. (Hg.): Walther von der Vogelweide. Textkritik und Edition. Berlin und New York 1999: De Gruyter.

Ders. (Hg.): Walther von der Vogelweide. Beiträge zu Produktion, Edition und Rezeption. Frankfurt/Main 2002 u.a.: Lang.

Ders. (Hg.): Walther verstehen – Walther vermitteln. Neue Lektüren und didaktische Überlegungen. Frankfurt a.M. 2004: Lang.

Ders. (Hg.): Der mittelalterliche und der neuzeitliche Walther. Beiträge zu Motivik, Poetik, Überlieferungsgeschichte und Rezeption. Frankfurt/Main u.a. 2007: Lang.

Ders. (Hg.): Walther von der Vogelweide. Überlieferung, Deutung, Forschungsgeschichte. Mit einer Ergänzungsbibliographie 2005 – 2009 von Manfred G. Scholz. Frankfurt/Main u.a. 2010: Lang.

Beyschlag, Siegfried (Hg.): Walther von der Vogelweide. Wissenschaftliche Buchgesellschaft, Darmstadt 1971 (Wege der Forschung, Band 112/13; Sammlung wichtiger Aufsätze zu Leben und Werk des Dichters; 673 Seiten)

Birkhan, Helmut / Cotten, Ann (Hgg.): [Der achthundertjährige Pelzrock](#). Walther von der Vogelweide – Wolfger von Erla – Zeiselmayer. Vorträge gehalten am Walther-Symposium der Österrei-

chischen Akademie der vom 24. bis 27. September 2003 in Zeiselmauer. Wien 2005: Österreichische Akademie der Wissenschaften. [Aufsatzsammlung zu einer Tagung aus Anlass des 800. Jahrestages der urkundlichen Erwähnung Walthers im Rahmen der Geldzuweisung für einen Pelzmantel durch den Passauer Bischof Wolfger von Erla].

Brunner, Horst / Hahn, Gerhard / Müller, Ulrich / Spechtler, Franz Viktor: *Walther von der Vogelweide. Epoche – Werk – Wirkung* (1996). München, 2., überarbeitete und ergänzte Auflage 2009: Beck.

Ehrismann, Otfried: *Einführung in das Werk Walthers von der Vogelweide*. Darmstadt 2008: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.

Firges, Jean: *Walther von der Vogelweide. Dichter der Stauferzeit*. Annweiler 2007: Sonnenberg.

Hahn, Gerhard: *Walther von der Vogelweide. Eine Einführung*. Zürich 1986: Artemis & Winkler.

Halbach, Kurt Herbert: *Walther von der Vogelweide* (1965). Stuttgart 4. Aufl. 1983: Metzler.

Kellner, Beate / Mertens, Volker / Reichlin, Susanne / Rudolph, Alexander (Hgg.): *Handbuch Minnesang*. Berlin und Boston 2021: De Gruyter.

Kraus, Carl von: *Walther von der Vogelweide. Untersuchungen*. Berlin und Leipzig 1935: De Gruyter.

Mertens, Volker / Müller, Ulrich (Hgg.): *Walther lesen. Interpretationen und Überlegungen zu Walther von der Vogelweide*. Festschrift für Ursula Schulze zum 65. Geburtstag. Göppingen 2001: Kümmerle.

Mück, Hans-Dieter (Hg.): Walther von der Vogelweide. Beiträge zu Leben und Werk. Günther Schweikle zum 60. Geburtstag. Stuttgart 1989: Stöffler & Schütz.

Müller, Jan-Dirk / Worstbrock, Hans Josef (Hgg.): Walther von der Vogelweide. Hamburger Kolloquium 1988 zum 65. Geburtstag von Karl-Heinz Borck. Stuttgart 1989: Hirzel.

Nolte, Theodor: Walther von der Vogelweide. Höfische Idealität und konkrete Erfahrung. Stuttgart 1991: Hirzel

Reichert, Hermann: Walther von der Vogelweide für Anfänger (1992). Wien, 3., vollständig überarbeitete und ergänzte Auflage. 2009: Facultas.

Rump, Hans-Uwe: Walther von der Vogelweide (1974). Reinbek 8. Aufl. 1995: Rowohlt.

Scholz, Manfred Günter: Walther von der Vogelweide (1999). Stuttgart, 2., korrigierte und bibliographisch ergänzte Auflage 2005: Metzler.

Ders.: Walther-Bibliographie. 1968 – 2004. Frankfurt/Main u.a. 2005: Lang.

3. Forschungsliteratur zu Teil 1

(Für vollständige bibliographische Angaben zu Arbeiten in Aufsatzsammlungen siehe 2.)

Alterslieder Walthers

Bloh, Ute von: Zum Altersthema in Minneliedern des 12. und 13. Jahrhunderts: der "Einbruch" der Realität. In: Bein (2002), S. 117 – 144.

Cormeau, Christoph: Minne und Alter. Beobachtungen zur pragmatischen Einbettung des Altersmotivs bei Walther von der Vogelweide. In: Ruhe, Ernstpeter / Behrens, Rudolf (Hgg.): Mittelalterbilder aus neuer Perspektive. Diskussionsanstöße zu einer amour courtois, Subjektivität in der Dichtung und Strategien des Erzählens (Kolloquium Würzburg 1984), S. 147 – 165. München 1985: Fink.

Spechtler, Franz Viktor: Der Leich, Lieder zum Thema "Heiliges Land", Kreuzzug, Alterslieder. In: Brunner u.a. (1996), S. 192 – 227.

Volkmann, Berndt: "Owê war sint verschwunden". Die "Elegie" Walthers von der Vogelweide. Untersuchungen, kritischer Text, Kommentar. Göppingen 1987: Kümmerle.

Wehrli, Max: Die Elegie Walthers von der Vogelweide (1943). In: Beyschlag (1971), S. 190 – 209.

Biographiebezogene Studien

Bumke, Joachim: Mäzene im Mittelalter. Die Gönner und Auftraggeber der höfischen Literatur in Deutschland 1150 – 1300. München 1979: Beck.

Burdach, Konrad: Der mythische und der geschichtliche Walther (1902). In: Beyschlag (1971), S. 14 – 83.

Hahn, Gerhard: Wer ist "Walther von der Vogelweide"? Zur Einheit seines literarischen Werks. In: Klein, Dorothea / Lienert, Elisabeth Lienert / Rettelbach, Johannes (Hgg.): Vom Mittelalter zur Neuzeit. Festschrift für Horst Brunner, S. 147 – 160. Wiesbaden 2000: Reichert.

Heger, Hedwig: Das Lebenszeugnis Walthers von der Vogelweide. Die Reiserechnungen des Passauer Bischofs Wolfger von Erla. Wien 1970: Schendl.

Klomfar, Walter: Walther von der Vogelweide und das Waldviertel. Zwettl 2000: Stadtgemeinde Zwettl (Zwettler Zeitzeichen)

Ders.: [Walther von der Vogelweide und das Waldviertel – Herkunft und Heimat](#) (PDF). In: Birkhan/Cotten (2005), S. 219 – 230.

Reichert, Hermann: [Walther: Schaf im Wolfspelz oder Wolf im Schafspelz?](#) (PDF). In: Birkhan/Cotten (2005), S. 449 – 506 [Rekonstruktion des Bildes Walthers von der Vogelweide auf der Grundlage seiner eigenen Lebenszeugnisse und der Bezüge auf ihn Werken anderer Minnesänger].

Schönbach, Anton E.: Walther von der Vogelweide – Ein Dichterleben (1895). Dresden 2015: Saxonia (Nachdruck der Ausgabe von 1910).

Schröder, Werner: Die Lebenszeugnisse Walthers von der Vogelweide. In: Besch, Werner / Jungbluth, Günther / Meissburger, Gerhard / Nellmann, Eberhard (Hgg.): Studien zur deutschen Literatur und Sprache des Mittelalters. Festschrift für Hugo Moser zum 65. Geburtstag, S. 88 – 100. Berlin 1974: Schmidt.

Schupp, Volker: "Er hât tûsent man betoeret." Zur öffentlichen Wirkung Walthers von der Vogelweide. In: Poetica 6 (1974), S. 38 – 59

Jahreszeiten- und Naturdichtung

Heinen, Hubert: Walthers Mailed (L 51,13): Vortragsbedingter Aufbau und gesellschaftlicher Rahmen. In: Amsterdamer Beiträge zur älteren Germanistik (ABäG) 6 (1974), S. 167 – 182.

Kuhn, Hugo: Walther von der Vogelweide: Muget ir schouwen. In: Hirschenauer, Rupert / Weber, Albrecht (Hgg.): Wege zum Gedicht (1956), S. 54 – 63. München und Zürich 7., erweiterte Auflage 1968: Schnell & Steiner.

Müller, Jan-Dirk: Jahreszeitenrhythmus als Kunstprinzip. In: Bloh, Ute von / Schulz, Armin u.a. (Hgg.): Minnesang und Literaturtheorie. S. 129 – 150. Tübingen 2001: Niemeyer.

Wandhoff, Haiko: "swaz fliuzeit oder fliuget oder bein zer erde biuget". Konkurrierende Naturkonzeptionen im Reichston Walthers von der Vogelweide. In: Dilg, Peter (Hg.): Natur im Mittelalter. Konzepte – Erfahrungen – Wirkungen. Akten des 9. Symposiums des Mediävistenverbandes (Marburg, 14. – 17. März 2001). S. 360 – 372. Berlin 2003: De Gruyter.

Papst- und Kirchenkritik, "Unmutston"

Burdach, Konrad: Der Kampf Walthers von der Vogelweide gegen Innozenz III. und gegen das vierte Lateranische Konzil. In: Zeitschrift für Kirchengeschichte 55 (1936), S. 445 – 522.

Nix, Matthias: Die kirchenpolitischen Sprüche im "Unmutston". In: Ders.: Untersuchungen zur Funktion der politischen Spruchdichtung Walthers von der Vogelweide, S. 184 – 245. Göppingen 1993: Kümmerle (Diss. FU Berlin 1990).

Nolte, Theodor: Der Unmutston. In: Ders.: Walther von der Vogelweide. Höfische Idealität und konkrete Erfahrung, S. 19 – 65. Stuttgart 1991: Hirzel.

Nübel, Rainer: Das Allgemeine im Konkreten: Der päpstliche Höllensturz im Ottenton und die Frage, ob Walther das Kronen-Oktagon als allegorisches Argument geformt hat. Eine mediävistische Recherche. In: Bein (2010), S. 141 – 160.

Padberg, Susanne: Ahî wie kristenlîche nû der bâbest lachtet. Walthers Kirchenkritik im Unmutston. Edition, Kommentar, Untersuchungen. Herne 1997: Verlag für Wissenschaft und Kunst (Diss. Bochum 1996).

Politische Sangspruchdichtung

Ashcroft, Jeffrey: Die Anfänge von Walthers politischer Lyrik. In: Birkhan (1983), S. 1 – 24.

Braun, Manuel: Situation – Anlehnung – Autonomie. Zum Status der Sangspruchdichtung. In: Ehlich, Konrad (Hg.): Germanistik in und für Europa. Faszination – Wissen. Texte des Münchener Germanistentages 2004, S. 411 – 424. Bielefeld 2006: Aisthesis.

Brückner, Jan: [Öffentlichkeitsarbeit und Propaganda im 13. Jahrhundert. Eine Untersuchung zur politischen Sangspruchdichtung](#) (PDF). Diss. Hamburg 2017.

Burkert, Jens: Walthers von der Vogelweide "Reichston". Eine kritische Aufarbeitung der altgermanistischen und historischen Forschungsgeschichte. Frankfurt/Main u.a. 2015: Lang (Diss. RWTH Aachen).

Dengler-Schreiber, Karin: [Walther von der Vogelweide und der "Spießbratenspruch"](#) (PDF); ohne Jahres- und Ortsangabe (aber dennoch sehr lesenswert; enthält S. 5 – 8 auch eine chronologische Übersicht zu zentralen Sangsprüchen Walthers).

Hatto, Arthur: Die Ottonischen Gedichte Walthers von der Vogelweide. Eine neue Interpretation (1949). In: Beyschlag (1971), S. 230 – 250.

- Hofmeister, Wernfried: Das "Sprichwort" als Mittel der Agitation in der politischen Spruchdichtung Walthers von der Vogelweide. In: Bein (2002), S. 59 – 91.
- Hoffmann, Werner: Walthers Weggang aus Wien und der Beginn seiner politischen Lyrik. In: Horlacher, Stefan / Islinger, Marion (Hgg.): Expedition nach der Wahrheit. Poems, Essays and Papers in Honour of Theo Stemmler, S. 93 – 108. Heidelberg 1996: Winter.
- Kienast, Richard: Walthers von der Vogelweide ältester Spruch im "Reichston": ich hörte ein wazzer diezen (8,28 Lachmann; 1950). In: Beyschlag (1971), S. 251 – 274.
- Konietzko, Peter: Darstellung als Deutung: Die Wäsen bei König Philipps Magdeburger Weihnacht (1199). Überlegungen zu Walthers 1. Philippston (L 19, 5). In: Cormeau, Christoph (Hg.): Zeitgeschehen und seine Darstellung im Mittelalter, S. 136 – 172. Bonn 1995: Bouvier.
- Ladenthin, Volker: Schelte, Vision und Belehrung. Walther von der Vogelweide 13,5. In: Zeitschrift für Deutsche Philologie 102 (1983), S. 84 – 111.
- Marzo-Wilhelm, Eric: Walther von der Vogelweide. Zwischen Poesie und Propaganda. Untersuchungen zur Autoritätsproblematik und zu Legitimationsstrategien eines mittelalterlichen Sangspruchdichters. Frankfurt/Main u.a. 1998: Lang (Diss. Regensburg 1997).
- Masser, Achim: Zu Walthers Propagandastrophen im ersten Philippston (L 18,29 und L 19,5). In: Besch, Werner / Jungbluth, Günther / Meissburger, Gerhard / Nellmann, Eberhard (Hgg.): Studien zur deutschen Literatur und Sprache des Mittelalters. Fest-

schrift für Hugo Moser zum 65. Geburtstag, S. 49 – 59. Berlin 1974: Schmidt.

Müller, Ulrich: [Walther von der Vogelweide – heute](#). Was kann man von Walther von der Vogelweide (und anderen) hinsichtlich Propaganda und Agitation lernen (PDF). In: Birkhan/Cotten (2005), S. 347 – 361.

Nix, Matthias: Untersuchungen zur Funktion der politischen Spruchdichtung Walthers von der Vogelweide. Göppingen 1993: Kümmerle (Diss. FU Berlin 1990).

Nolte, Theodor: Das Bild Philipps von Schwaben in der Lyrik Walthers von der Vogelweide. In: Rzhacek, Andrea / Spreitzer, Renate (Hgg.): Philipp von Schwaben: Beiträge der internationalen Tagung anlässlich seines 800. Geburtstags (Wien, 29./30. Mai 2008), S. 99 – 112. Wien 2010: Österreichische Akademie der Wissenschaften (Forschungen zur Geschichte des Mittelalters; 19).

Reinle, Christine: [Fehdewesen](#) (2013). In: Historisches Lexikon Bayerns (historisches-lexikon-bayerns.de)

Rölleke, Heinz: "Ich saz üf eime steine...". Ikonographische und literarische Rezeption des Reichsspruchs Walthers von der Vogelweide. In: Wirkendes Wort 57 (2007), S. 173 – 184.

Wapnewski, Peter: Die Weisen aus dem Morgenland auf der Magdeburger Weihnacht. Zu Walther von der Vogelweide 19,5. In: Ders.: Waz ist minne. Studien zur Mittelhochdeutschen Lyrik, S. 155 – 180. München 1975: Beck.

Winkelmann, Eduard: Philipp von Schwaben und Otto IV. von Braunschweig (1873). 2 Bände. Nachdruck Darmstadt 1963: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.

Religiöse Dichtung

Grafestätter, Andrea: Der Leich Walthers von der Vogelweide. Transkriptionen, Kommentare, Analysen, Münster 2004: LIT (Diss. Univ. Bamberg).

Spechtler, Franz Viktor: Der Leich, Lieder zum Thema "Heiliges Land", Kreuzzug, Alterslieder. In: Brunner u.a. (1996), S. 192 – 227.

Walther und Thüringen

Frölich, Andrea: [Herrschaftsstrukturen und Herrschaftslegitimation in der Literatur: Der Thüringer Landgrafenhof unter Herman I. \(1170 – 1217\)](#). Diss. Frankfurt/Main 2007 (PDF).

Lemmer, Manfred: "der Dürnge bluome schînet dur den snê". Thüringen und die deutsche Literatur des hohen Mittelalters. Eisenach 1981: Wartburg-Stiftung.

Walther und Wien

Aarburg, Ursula: Wort und Weise im Wiener Hofton (1957/58). In: Beyschlag (1971), S. 495 – 513.

Beyschlag, Siegfried: Walther von der Vogelweide und die Pfalz der Babenberger (Walthers Scheiden von Wien). Ein Diskussionsbeitrag (1959). In: Ders. (1971), S. 584 – 607.

Hoffmann, Werner: Walthers Weggang aus Wien und der Beginn seiner politischen Lyrik. In: Horlacher, Stefan / Islinger, Marion (Hgg.): Expedition nach der Wahrheit. Poems, Essays and Papers in Honour of Theo Stemmler, S. 93 – 108. Heidelberg 1996: Winter.

4. Forschungsliteratur zu Teil 2

(Für vollständige bibliographische Angaben zu Arbeiten in Aufsatzsammlungen siehe 2.)

Zum Minnesang und seinen soziokulturellen Rahmenbedingungen

Bloh, Ute von / Schulz, Armin u.a. (Hgg.): Minnesang und Literaturtheorie. Tübingen 2001: Niemeyer.

Brunner, Horst: Minnesangs Ende. Die Absage an die Geliebte im Minnesang. In: Hofmeister, Wernfried / Schwob, Anton (Hgg.): "Durch aubenteuer muess man wagen vil". Festschrift für Anton Schwob, S. 47 – 59. Innsbruck 1997: Institut für Germanistik der Universität Innsbruck (Innsbrucker Beiträge zur Kulturwissenschaft. Germanistische Reihe 57).

Bumke, Joachim: Mäzene im Mittelalter. Die Gönner und Auftraggeber der höfischen Literatur in Deutschland 1150 – 1300. München 1979: Beck.

Ders.: Höfische Kultur. Literatur und Gesellschaft im hohen Mittelalter (1986). München 1999: dtv (864 Seiten).

Ders.: Geschichte der deutschen Literatur im hohen Mittelalter (1990). München 2000: dtv.

Classen, Albrecht: Minnesang als Spiel. Sinnkonstitution auf dem "Schachbrett" der Liebe. In: *Studi Medievali* 36 (1995), S. 211 – 239.

Ehrismann, Otfried: "Tandaradei, hêre vrouwe" und die "Schwelle des Allerheiligsten". Frau und Tabu. In: *Sprache und Literatur in Wissenschaft und Unterricht* 18 (1987), S. 36 – 54.

- Eikermann, Manfred: Denkformen im Minnesang. Untersuchungen zu Aufbau, Erkenntnisleistung und Anwendungsgeschichte konditionaler Strukturmuster des Minnesangs bis um 1300. Tübingen 1988: Niemeyer (Diss. Münster 1985).
- Elias, Norbert: Über den Prozeß der Zivilisation. Soziogenetische und psychogenetische Untersuchungen. Band 1: Wandlungen des Verhaltens in den weltlichen Oberschichten des Abendlandes; Band 2: Wandlungen der Gesellschaft: Entwurf zu einer Theorie der Zivilisation (1939); Gesammelte Schriften, Band 3.1 und 3.2, herausgegeben im Auftrag der Amsterdamer Norbert-Elias-Stiftung von Heike Hammer. Frankfurt am Main 1997: Suhrkamp.
- Fritsch, Susanne: Vom Umkreisen und Einkreisen. Geschlechterdiskurse in der Minnelyrik. Eine Skizze. in: Spicker, Johannes (Hg.): Edition und Interpretation. Neue Forschungsparadigmen zur mittelhochdeutschen Lyrik, S. 103 – 113. Festschrift für Helmut Tervooren. Stuttgart 2000: Hirzel.
- Fritsch-Rößler, Waltraud: Wandlung (in) der Abstinenz. Lieder der hohen Minne zwischen Singen, Sagen und Versagen. In: Kittstein, Ulrich (Hg.): Die Poesie der Liebe, S. 41 – 85. Frankfurt/Main u.a. 2006: Lang.
- Fromm, Hans (Hg.): Der deutsche Minnesang. 2 Bände. Darmstadt 1972 und 1985: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.
- Haferland, Harald: Hohe Minne. Zur Beschreibung der Minnekanzone. Berlin 2000: Schmidt (Beihefte zur Zeitschrift für deutsche Philologie 10).
- Ders.: Minnesang bis Walther von der Vogelweide. Eine Forschungsdiskussion. In: Schiewer, Hans-Jochen (Hg.): Forschungsberichte zur Internationalen Germanistik. Germanistische Mediävistik, S. 54 – 160. Berlin u.a. 2003: Lang.

- Kellner, Beate: Spiel der Liebe im Minnesang. Paderborn 2018: Fink.
- Dies. / Mertens, Volker / Reichlin, Susanne / Rudolph, Alexander (Hgg.): Handbuch Minnesang. Berlin und Boston 2021: De Gruyter.
- Krohn, Rüdiger / Dreeßen, Wulf-Otto (Hgg.): "Dâ hoeret ouch geloube zuo". Überlieferungs- und Echtheitsfragen zum Minnesang. Beiträge zum Festcolloquium für Günther Schweikle anlässlich seines 65. Geburtstags (14./15. Januar 1994). Stuttgart 1995: Hirzel.
- Müller, Ulrich (Hg.): "Minne ist ein swaerez spil". Neue Untersuchungen zum Minnesang und zur Geschichte der Liebe im Mittelalter. Göppingen 1986: Kümmerle.
- Rücker, Helmut: "Mâze" und ihre Wortfamilie in der deutschen Literatur bis um 1220. Göppingen 1975: Kümmerle.
- Scholz, Manfred Günter: Inkompetente Instanzen, defizitäre Tugenden. Lehren von "minne" und "mâze" in der höfischen Lyrik. In: Lähnemann, Henrike / Linden, Sandra (Hgg.): Dichtung und Didaxe. Lehrhaftes Sprechen in der deutschen Literatur des Mittelalters, S. 93 – 105. Berlin und New York 2009: De Gruyter.
- Schweikle, Günter: Minnesang (1989) Stuttgart und Weimar 2., korrigierte Aufl. 1995: Metzler.
- Wachinger, Burghart: Was ist Minne? In: Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur (PBB) 111 (1989), S. 252 – 267.
- Wapnewski, Peter: Waz ist minne. Studien zur mittelhochdeutschen Lyrik. München 1975: Beck.
- Wenzel, Edith: Schöne Frauen – böse Frauen. Zur Konstruktion von Frauenbildern in mittelalterlicher Literatur und Kunst. In: Zybok, Oliver (Hg.): Von Angesicht zu Angesicht. Mimik – Gebärden –

Emotionen, S. 48 – 57. Leipzig 2000: Seemann [432-seitiger Begleitband zur Ausstellung "Von Angesicht zu Angesicht. Mimik - Gebärden - Emotionen" vom 30. September 2000 bis 7. Januar 2001 im Städtischen Museum Leverkusen].

Willms, Eva: Liebesleid und Sangeslust. Untersuchungen zur deutschen Liebeslyrik des späten 12. und frühen 13. Jahrhunderts (1990). Tübingen 1998: Niemeyer (Habilitationsschrift Göttingen 1990; zuerst Zürich und München 1990: Artemis & Winkler).

Zu den Minneliedern Walthers von der Vogelweide

Bachofer, Wolfgang: Zur Wandlung des Minnebegriffs bei Walther. In: Ders. / Pretzel, Ulrich / Simon, Werner (Hgg.): Festgabe für Ulrich Pretzel zum 65. Geburtstag dargebracht von Freunden und Schülern, S. 139 – 149. Berlin 1963: Schmidt.

Bennewitz, Ingrid: "Vrouwe/maget": Überlegungen zur Interpretation der sogenannten "Mädchenlieder" im Kontext von Walthers Minnesang-Konzeption. In: Mück (1989): Walther von der Vogelweide, S. 237 – 252.

Ehrisman, Otfried: Ich het ungerne "dicke bloz!" geruefet. Walther von der Vogelweide, die Erotik und die Kunst. In: Schneider, Thomas (Hg.): Das Erotische in der Literatur. Frankfurt/Main u.a. 1993: Lang.

Fisher, Rodney W.: Walther von der Vogelweide als Vortragender. Das Mimische und die Strophenfolge seiner Liebeslieder. In: Obermayer, August (Hg.): 1000 Jahre Österreich im Spiegel seiner Literatur, S. 25 – 43. Dunedin 1997: University of Otago (Vorträge eines Symposiums an der University of Otago in Dunedin/Neuseeland vom 27. bis 29. August 1996).

- Fitschen, Gabriele: Der Körper in der Lyrik Walthers von der Vogelweide. Sprachliche Darstellung und semantische Funktion. Göttingen 2008: Kümmerle (Diss. Passau 2007).
- Gennrich, Friedrich: [Melodien Walthers von der Vogelweide](#) (1942; PDF). In: Beyschlag (1971), S. 155 – 189.
- Haferland, Harald: Die Frouwe als gedankliches Demonstrationsobjekt. Zur Rolle von Subsumtion, Fokussierung und Pointenbildung in Walthers Minnesang. In: Bein (2002), S. 27 – 58.
- Hahn, Gerhard: Walthers Minnesang. In: Brunner u.a. (1996), S. 74 – 134.
- Kuhn, Hugo: Minnelieder Walthers von der Vogelweide. Ein Kommentar, hg. von Christoph Cormeau. Tübingen 1982: Niemeyer.
- McLintock, David: "minne" und "liebe": Versuch einer Abgrenzung am Beispiel Walthers von der Vogelweide. In: Birkhan, Helmut (Hg.): Minnesang in Österreich. Vorträge des Symposions am Institute of Germanic Studies, London 29./30. April 1982), S. 57 – 76. London 1983: University of London.
- Mecklenburg, Michael: Walthers weibliche Stimme. In: Bein (2004), S. 83 – 107.
- Ranawake, Silvia: Walthers Lieder der herzeliebe und die höfische Minnedoktrin. In: Birkhan, Helmut (Hg.): Minnesang in Österreich. Vorträge des Symposions am Institute of Germanic Studies, London 29./30. April 1982), S. 109 – 152. London 1983: University of London.
- Scholz, Manfred Günter: Probleme der Strophenfolge in Walthers Dichtung. In: Mück (1989), S. 207 – 220.

- Sievert, Heike: Studien zur Liebeslyrik Walthers von der Vogelweide. Göppingen 1990: Kümmerle (Diss. Humboldt-Universität Berlin 1987).
- Dies.: Die Konzeption der Frauenrolle in der Liebeslyrik Walthers von der Vogelweide. In: Bennewitz, Ingrid (Hg.): Der frauen buoch. Versuche zu einer feministischen Mediävistik, S. 135 – 158. Göppingen 1989: Kümmerle.
- Dies.: Das "Mädchenlied" Walther von der Vogelweide: "Under der linden". In: Tervooren, Helmut (Hg.): Gedichte und Interpretationen: Mittelalter, S. 129 – 143. Stuttgart 1993: Reclam.
- Stamer, Uwe: Ebene Minne bei Walther von der Vogelweide. Studien zum gedanklichen Aufbau und zum Einfluß der Tradition. Göppingen 1976: Kümmerle (Diss. Tübingen 1976).
- Steinmetz, Ralf-Henning: Gegenseitigkeit als Argument in Walthers Minnesang. In: Zeitschrift für deutsches Altertum und deutsche Literatur 132 (2003), S. 425 – 442.
- Wallner, Anton: Zu Walther von der Vogelweide, in: Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur (PBB) 33 (1908), S. 1 – 58.
- Wenske, Martin: "Schwellentexte" im Minnesang Walthers von der Vogelweide. Exemplarische Interpretationen ausgewählter Lieder. Frankfurt/Main u.a. 1994: Lang.

Zu einzelnen Liedern Walthers

Aller werdekeit ein füegerinne (L 46,32; "Frau Mâze")

Bachofer, Wolfgang: Walther von der Vogelweide: "Aller werdekeit ein füegerinne" (46,32). In: Jungbluth, Günther (Hg.): Interpretationen mittelhochdeutscher Lyrik, S. 185 – 203. Bad Homburg u.a. 1969: Gehlen.

Beyschlag, Siegfried: "Herzeliebe" und "mâze". Zu Walther 46,32 ["Aller werdekeit ein füegerinne"]. In: Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur (PBB) 67 (1944/45), S. 386 – 401.

Borck, Karl Heinz: Walthers Lied "Aller werdekeit ein füegerinne" (Lachmann 46,32). In: Ders. / Foerste, William (Hgg.): Festschrift für Jost Trier zum 70. Geburtstag, S. 313 – 334. Köln und Graz 1964: Böhlau.

Brinkmann, Sabine: Mittelhochdeutsche Pastourellendichtung. In: Fromm, Hans (Hg.): Der deutsche Minnesang. Aufsätze zu seiner Erforschung, S. 401 – 432. Darmstadt 1985: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.

Brunner, Horst: Minnesangs Ende. Die Absage an die Geliebte im Minnesang. In: Hofmeister, Wernfried / Schwob, Anton (Hgg.): "Durch aubenteuer muess man wagen vil". Festschrift für Anton Schwob, S. 47 – 59. Innsbruck 1997: Institut für Germanistik der Universität Innsbruck (Innsbrucker Beiträge zur Kulturwissenschaft. Germanistische Reihe 57).

Chinca, Mark: A Song and Its Situations. Walther L. 69,1 [Saget mir ieman, waz ist minne]. In: Ders. / Heinzle, Joachim / Young, Christopher Hgg.): Blütezeit. Festschrift für L. Peter Johnson zum 70. Geburtstag, S. 101 – 122. Tübingen 2000: Niemeyer.

Classen, Albrecht: Minnesang als Spiel. Sinnkonstitution auf dem "Schachbrett" der Liebe. In: *Studi Medievali* 36 (1995), S. 211 – 239.

Heinen, Hubert: Lofty and Base Love in Walther von der Vogelweide's "Sô die bluomen" and "Aller werdekeit" (L. 45,3 7ff and 46,32ft). In: *The German Quarterly* 5 (1978), S. 465 – 475.

Ortmann, Christa: Die Kunst "ebene" zu werben. Zu Walthers "Aller werdekeit ein füegerinne" (L. 46,32[ff.]). In: *Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur (PBB)* 103 (1981), S. 238 – 263

Ruh, Kurt: "Aller werdekeit ein füegerinne" (Walther 46,32[ff.]). Versuch einer anderen "Lesung". In: *Zeitschrift für deutsches Altertum und deutsche Literatur* 114 (1985), S. 188 – 195.

Schweikle, Günter: "Minne" und "Mâze". Zu "Aller werdekeit ein füegerinne" (Walther 46,32 ff.). In: *Deutsche Vierteljahresschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte* 37 (1963), S. 498 – 528.

Lange swîgen des hât ich gedâht ("Sumerlatenlied"; L 72,31)

Bennewitz, Ingrid: Walthers "Sumerlatenlied" (L 72,31) im Kontext der Würzburger Liederhandschrift. In: Mertens/Müller (2001), S. 93 – 103.

Tuczay, Christa Agnes: [Stürbe ich, so ist si tot](#). Walthers Sumerlatenlied oder Nachruhm mit Vorbehalt (PDF). In: Birkhan/Cotten (2005), S. 531 – 543.

Maniger frâget, waz ich klage (L 13,33)

Groos, Arthur: Entlehnung, Aneignung, Authentisierung. Zum "frühen" Walther-Lied *Maniger frâget waz ich klage* (PDF). In: Birkhan/ Cotten (2005), S. 125 – 138.

Saget mir ieman, waz ist minne (L 69,1)

Chinca, Mark: A Song and Its Situations. Walther L. 69,1 [Saget mir ieman, waz ist minne]. In: Ders. / Heinzle, Joachim / Young, Christopher Hgg.): Blütezeit. Festschrift für L. Peter Johnson zum 70. Geburtstag, S. 101 – 122. Tübingen 2000: Niemeyer.

Si wunder wol gemachet wîp (L 53,25; "Du Wunder an Gestalt")

Endres, J.: "Si wunder wol gemachet wîp". Gesicht, Körper und das Paradox der sichtbaren Unsichtbarkeit. In: Zeitschrift für Kunstgeschichte 72 (2009), H. 3, S. 297 – 312.

Löser, Freimut: Ein Walther-Fragment in Brno (Brünn). Neues zu "Si wunderwol gemachet wîp" (L 53,25). In: Bein (2010), S. 9 – 38.

Ders.: Vielstimmigkeit bei Walther von der Vogelweide. Zu "Si wunderwol gemachet wîp" (L 53,25) und seiner Überlieferung. In: Bauschke-Hartung u.a. (2020), S. 227 – 254.

Sayce, Oliver: "Si wunderwol gemachet wîp" (L 53,25). A Variation on the Theme of Ideal Beauty. In: Oxford German Studies 13 (1982), S. 104 – 114.

Under der linden (L 39,11)

Arentzen, Jörg: Walthers von der Vogelweide "Under der Linden" (L. 39,11) in der Gegenwart. Beobachtungen und Überlegungen zur Aktualisierbarkeit eines mittelalterlichen Liedes. In: Kühnel, Jürgen / Mück, Hans-Dieter / Müller, Ulrich (Hgg.): Mittelalter-Rezeption III. Gesammelte Vorträge des 3. Salzburger Symposions zur Rezeption mittelalterlicher Dichter und ihrer Werke in Literatur, Musik und Bildender Kunst des 19. und 20. Jahrhunderts, S. 437 – 460. hg. von J. Kühnel u. a. Göppingen 1988: Kümmerle.

Ehrismann, Otfried: Tandaradei – Zivilisation und Volkstümlichkeit in Walthers "Under der linden". In: Heimann, Susanne u.a. (Hgg.): Soziokulturelle Kontexte der Sprach- und Literaturentwicklung. Festschrift für Rudolf Große, S. 397 – 414. Stuttgart 1989: Akademischer Verlag.

Godlewicz-Adamiec, Joanna: Walthers von der Vogelweide "Under der Linde" als Beispiel der Mädchenstrophe. In: Orbis linguarum 30 (2006), S. 367 – 374.

Herzmann, Hubert: Walthers "Under der linden" (39,11) – Ein Lied der "niedereren Minne"?, in: Zeitschrift für Deutsche Philologie 96 (1977), S. 348 – 370.

Holznagel, Franz-Josef: Die weibliche Rede über Intimität im Minnesang des 12. und 13. Jahrhunderts und das "Lindenlied" Walthers von der Vogelweide. In: Gerok-Reiter, Annette / Lahr, Anna Sara / Leidinger, Simone (Hgg.): Raum und Zeit im Minnesang. Ansätze – Spielarten – Funktionen, S. 239 – 276. Heidelberg 2020: Winter.

Jacobs, Jef: Walthers Lindenlied. Zwischen Konvention und Innovation. In: Enklaar, Jattie / Ester, Hans / Tax, Evelyne (Hgg.): Schlüsselgedichte: Deutsche Lyrik durch die Jahrhunderte. Von Walther

von der Vogelweide bis Paul Celan, S. 13 – 22. Würzburg 2009: Königshausen & Neumann.

Krohn, Rüdiger: Die Antwort der hêren frouwe. Das 'Lindenlied' Walthers von der Vogelweide als Beitrag zu seiner Minne-Aus-einandersetzung mit Reinmar. In: Marci-Boehnck, Gudrun / Riecke, Jörg (Hgg.): "Von Mythen und Mären". Mittelalterliche Kulturgeschichte im Spiegel einer Wissenschaftler-Biographie. Festschrift für Otfried Ehrismann zum 65. Geburtstag, S. 33 – 48. Hildesheim 2006: Olms.

Müller, Jan-Dirk: "Gebrauchszusammenhang" und ästhetische Dimension mittelalterlicher Texte. Nebst Überlegungen zu Walthers Lindenlied (L 39,11). In: Braun, Manuel / Young, Christopher (Hgg.): Das fremde Schöne. Dimensionen des Ästhetischen in der Literatur des Mittelalters, S. 281 – 305. Berlin und New York 2007: De Gruyter.

Müller, Ulrich: Walther von der Vogelweide: Drunter und Drüber der Linde oder Die Rezeption eines mittelhochdeutschen Liedes (L 39,11) bei Liedermachern der Gegenwart. In: Birkhan, Helmut (Hg.): Minnesang in Österreich. Vorträge des Symposiums am Institute of Germanic Studies, London 29./30. April 1982), S. 77 – 108. London 1983: University of London.

Neumann, Friedrich: Walther von der Vogelweide, "Under der linden". In: Wiese, Benno von (Hg.): Die deutsche Lyrik. Form und Geschichte. Interpretationen. Bd. 1: Vom Mittelalter bis zur Frühromantik, S. 71 – 77. Düsseldorf 1957: Bagel.

Paddock, Mary M.: Speaking of Spectacle. Another Look at Walther's "Lindenlied". In: The German Quarterly 77 (2004), S. 11 – 28.

Sievert, Heike: Das "Mädchenlied". Walther von der Vogelweide: "Under der linden". In: Tervooren, Helmut (Hg.): Gedichte und Interpretationen: Mittelalter, S. 129 – 143. Stuttgart 1993: Reclam.

Wol mich der stunde (L 110,13; "Gepriesen sei die Stunde")

Gennrich, Friedrich: [Melodien Walthers von der Vogelweide](#) (1942; PDF). In: Beyschlag (1971), S. 155 – 189 [mit einem Vorschlag zur Rekonstruktion der Melodie zu dem Gedicht – in der PDF-Fassung auf S. 45].

Touber, Anton: [Walther von der Vogelweide und Italien](#) (PDF). In: Birkhan/Cotten (2005), S. 507 – 529 [enthält S. 522 ff. einen Vergleich des Gedichts mit dem Troubadour-Lied *Lo jorn qu'ie.us vi, dompna, premieramen* von Guilhem de Cabestanh].